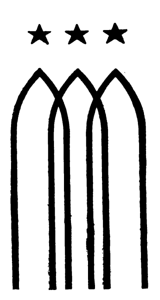
UNSER BUND

ÄLTERENBLATT DES BUNDES DEUTSCHER JUGENDVEREINE



16. JAHR JUNI 1927 BRACHET NR. 6

Postversand Jena

Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine E. V.
Bundesleitung: Professor D. Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. W., Paulstraße 15 / Pfarrer Rudolf Goethe, Darmstadt, Kahlertstraße 24.
Kanzlei: Wülfingerode bei Sollstedt. Postscheckkonto: Berlin 222 26.

Anschriften:

Schriftleitung: Jörg Erb, Lehrer, Haslach i. K. (Baden).
Für **Werk und Aufgabe:** Professor D. Dr. Wilhelm Stählin.

Bestellung:

Bei der Post, beim Buchhandel, beim Verlag: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Preis:

Jedes Heft 50 Pfg., vierteljährlich 1.50 Mk.

Bezahlung:

Bei Buchhandel oder Post oder bei der Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Postscheckkonto Erfurt 2922.

Inhalt dieses Heftes:

Anschriften der Mitarbeiter:

Studienrat Walther Classen, Hamburg, Oben Borgfelde / Prof. Wilh. Stählin, Münster / Frau Margarete Sommerlatt, Stuttgart-Degerloch, Auf dem Haigst / Walther Kalbe, Sülzfeld (Thüringen) / Paul Koese, Solingen, Kölner Straße 1 / Hermann Schwoon / Gertrud Geß, Hamburg, Alstertor 1 / Rudolf Nenninger, Gräfenthal (Thür.) / Erich Leinert, Mannheim.

Beilagen:

Die Bibellese für den Brachet.



Unser Bund
Aelterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

Sofie Donndorf †

Am 5. April haben wir die Frau unseres lieben Donndorf zu Grabe getragen. Ueber die Feier lest Ihr Näheres in der Mainummer der „Treue".

Uns hier im Aelterenkreis bewegt nicht nur der Schmerz eines Führers, der nun mit seinen drei Kindern so alleinsteht, sondern ein Frauenlos, das manche junge Frau eines älteren Bruders so oder so auch trägt: die tapfere Verbindung von Bundesarbeit und Familienpflicht. Täuschen wir uns doch nicht darüber, daß das nicht leicht ist. Ich denke dabei nicht an jene Frauen, die in irgendeiner Weise ihren Mann genießen und den Kreis ihrer Familie selbstsüchtig abschließen wollen, wohl aber an die, denen die Ehe mehr ist wie nebeneinanderher schaffen und leben, die vielmehr immer tiefer ineinander hineinwachsen wollen. Dazu sind Augenblicke nötig, wohl auch Stunden, in denen die zwei Kameraden nur sich gehören, in denen man nicht nur stumpf und müde von der gehetzten Tagesarbeit beieinander sitzt, sondern fähig ist zu geben und zu nehmen. Das ist nicht immer leicht, wenn dann nach des Tages Last und Arbeit abends die Jugend anklopft.

Sofie Donndorf hat diese Last treulich mit getragen, aus einer Liebe heraus, die sowohl dem Gefährten offen stand, wie auch den Seelen der Mädchen im kleinen, stillen Kreis. Aber dabei mag das zart scheinende Licht sich vollends verzehrt haben. Lehrt darum Euren jungen Brüdern und Schwestern, daß sie nicht gedankenlos, sondern mit Ehrfurcht die Hilfe ihrer verheirateten Brüder und Schwestern entgegennehmen. Uns Führern und Führerinnen aber helfe Gott zu gleicher Liebe und zu einer Vollmacht, die uns stark mache, in allem Getriebe unseren Gefährten in Gott verbunden zu bleiben, so daß aus jeder Tat, jedem Wort, jedem Händedruck und jedem Blick die gleichtragende — schöpferische Kraft spürbar sei. Dann sind wir mit ihnen immer verbunden, dann muß jeder Augenblick wesenhaft werden. Goethe.

Aus Deutschlands jüngster Vergangenheit.

Walther Classen.

2. Eingekreist.

Rußland wollte die Mandschurei verspeisen. Aber Japan wollte den gewaltigen Nachbarn sich nicht dort gegenüber auf dem Festlande ausbreiten sehen, und es führte entschlossen die Krisis zur Katastrophe. In der Nacht überfielen seine Torpedoboote ohne Kriegserklärung die vor Port Arthur ankernde russische Flotte. In diesem Kriege machten die Franzosen der russischen Flotte die große Fahrt von der Ostsee bis nach dem Gelben Meere möglich, indem sie ihr erlaubte, in den Buchten Madagaskars über die 24 Stunden hinaus, die das völkerrechtliche Abkommen gewährte, zu ankern. Aber fast noch mehr half Deutschland den Russen, indem die Amerikalinie Kohlen lieferte, nebenbei ein glänzendes Geschäft. In Berlin wünschte man den Sieg der Russen; aber das junge, energische Japan zerschlug den Russen Heer und Flotte.

1905 begegneten sich im Sommer Wilhelm II. und der Zar auf ihren Kaiserjachten in den finnischen Schären. Da überreichte Wilhelm II. dem kleinen Nikolaus einen Bündnisvertrag. Wilhelm II. hoffte durch diese Machtvereinigung, den Frieden der Welt für lange Zeit zu sichern. Stolze Freude schwellte sein Herz. Sein Wille war ja so gut. Als der Zar nach Hause kam, wurde er von seinem Minister des Auswärtigen, Lambsdorf, von Großfürsten und Generalen sozusagen ausgescholten. Zwar der große Finanz- und Industriepolitiker Graf Witte war für Verständigung mit Deutschland; aber die siegreiche Richtung am Hofe wünschte neuen Krieg.

Diese lange Entwicklung in Rußland drängte zur Entscheidung. Von den Freiheitskriegen her hatten unaufhörlich westliche Gedanken an die Tore der russischen Welt gepocht. Noch ruhte der russische Staatsbau auf der merkwürdigen Agrarverfassung des Mir, d. h. das vom Grundadel abhängige leibeigene Dorf wirtschaftete selbst in Ackergemeinschaft, indem einem jeden sein Ackeranteil zugewiesen wurde; aber ein jeder hatte auch sein Anrecht auf diesen Anteil. So entstand nicht aus dem Abwandern aus dem Bauerntum ein russisches Bürgertum. Dessen Aufgaben versahen vielmehr Deutsche, Griechen, Juden, Armenier. Aus dem Schweiße der Bauern aber erwuchs der Reichtum des zahlreichen Grundadels. Eine Intelligenz konnte sich nur aus diesem Adel und der schmalen Schicht des Beamtentums und etwa aus den Popensöhnen bilden.

Nun bildeten sich am Anfang des 19. Jahrhunderts immer kräftiger räsonierende Kreise, welche eine Umgestaltung in Rußland wünschten, so etwa im Sinne von westlicher Verfassung und Demokratie; aber in diesem Land wird alles Denken doch wieder in geheimnisvoller Weise russisch, und so enden diese russischen Kritiker in der Hoffnung eines staatslosen Idealzustandes. Dahin aber soll der Schrecken und die Gewalt führen, und die jetzt Herrschenden und der Zar müssen der Bombe der Nihilisten erliegen. So war Alexander II. gestorben.

Ganz anders erscheinen zunächst die Panslawisten. Auch sie sind vom Westen, und zwar von Herder und Hegel angeregt: Alles Wirkliche ist eine Auswirkung des ewigen Weltgeistes. Gerade ein solches pantheistisches und doch zugleich theistisches Denken entspricht der Natur des Russen. Also urteilt er

nun: Die Auswirkung des Weltgeistes in Westeuropa geht zu Ende, dort ist nur noch ein Friedhof; aber in Rußland ist die Weltvernunft in voller Auswirkung. Hier kommt das große, neue Volkstum. Mit diesem Glauben an die russische Zukunft konnte sich die russische Kirchlichkeit sehr gut vermählen, nämlich jenes ganz auf das Jenseits gerichtete Christentum voller Ergebung, Verzückung, sozusagen musikalischer Seligkeit, wie es die Russen von Byzanz empfangen und weitergebildet haben. Andererseits ist der Panslawismus wieder ganz weltlich. Er will alle Slawenvölker befreien und mit der großen Mutter Rußland vereinigen. So aber dient er schließlich doch nur dem politischen Urinstinkt der Nation — die Slawenvölker müssen Rußland helfen, Konstantinopel zu erobern.

Während so geistige Strömungen die obere Gesellschaft bewegten, wurde Rußland im 19. Jahrhundert langsam verändert, indem eine Industrie erstand. Noch kein eigentliches Proletariat; denn dieser geduldige, fleißige russische Arbeiter konnte ja immer noch wieder in die Gemeinde des Mir zurückkehren. Immerhin Arbeitermassen entstanden, aber Rußland leistete auch Gewaltiges, immer unter energischem Richtunggeben durch den Staat. Die unermeßlichen Schätze des Bodens, Edelmetalle, Kohle und die Petroleumquellen des eroberten Armenien, gaben ungeheure Reichtümer, der Staat kolonisierte durch Bauern in Sibirien, machte Turkestan zum dritten Baumwolland der Erde. Graf Witte war der mächtige Förderer dieser Entwicklung.

Nun kam die Niederlage im fernen Osten. Rückkehrende Truppen meuterten, und hungernde Arbeitermassen zogen durch die Städte. Da gab der Zar eine Verfassung. In das Parlament der Duma traten nun der russische Bauer, der Kosak, der Tatar zusammen. Aber dies Parlament war viel zu lebendig. Ein neuer Minister des Innern, Stolypin, schränkte 1905 das Wahlrecht energisch ein. Durch Standgerichte und den Tod von Tausenden wurde jede Bewegung im Lande erstickt, dann aber löste Stolypin den Mir auf. Der Bauer wurde Eigentümer seines Ackers, damit hatte der Zar den Willen der Bauern, und wer diesen hat, hat Rußland. Nun mußten die jüngeren Bauernkinder Proletariat werden für die Industrie, oder es mußte Land erobert werden. Industrielle und imperialistische Politik mußten also vorwärts drängen. Das Ziel war dann ganz von selbst, da man im Osten zurückgeworfen war, Konstantinopel. Damit die Revolution sich nicht wieder erhebe, erschien den Generalen und Panslawisten ein Krieg geradezu notwendig. Darum wurde den slawischen Balkanvölkern viel Gutes verheißen, in Rußland aber wurden nicht nur Deutsche und Finnen, sondern auch die Polen und Ukrainer rücksichtslos in ihrem Kulturleben, vor allen Dingen in ihrem Schulwesen und in ihrer Presse, unterdrückt.

Die wachsende Gefährlichkeit Rußlands wurde von Deutschland nicht durchschaut. Bülow selber billigte den Bündnisplan des Kaisers nicht; denn so weit wollte er sich nicht binden. Und dabei wuchsen die Gewitterwolken auch im Westen. Es lohnt sich nicht, alles politische Hin und Her über Marokko zu erzählen. Deutsche Firmen wollten dort Fuß fassen, die Deutschen träumten von einer Kolonie am Mittelmeer; Frankreich aber wollte das ganze Land. Holstein riet, diesmal die Verhandlungen scheitern zu lassen und den Krieg mit Frankreich zu riskieren. Aber Wilhelm II. wollte den Krieg nicht. Damals mußte Holstein den Dienst verlassen.

Aber Deutschlands Feinde wußten, was sie zu tun hatten.

Deutschlands öffentliche Meinung sah es für günstig an, daß 1905 in England das liberale Kabinett Campbell-Bannerman an die Regierung kam; aber in diesem saßen drei imperialistische Minister: Grey, Asquith und Haldane. Es war nicht unbedingt Greys Wille, Krieg anzuwenden. Viel besser schien es, Deutschland ohne Krieg zurückzudrängen; man muß sagen, er überließ es dem Schicksal, wie die Verträge, die er abschloß, sich auswirken würden. Er ermahnte Frankreich, in der Marokkofrage nicht nachzugeben, er ging so weit, Waffenhilfe zu versprechen, es sollten vier bis sechs Divisionen im Kriegsfalle zur Unterstützung Frankreichs landen. Das mußte freilich Frankreichs Kriegswillen gegen Deutschland geradezu anspornen. Mit diesem Vertrage hat Grey die altliberalen Mitglieder des Kabinetts überlistet. Lord Loreburn hat Grey geradezu beschuldigt, seine Kollegen hinters Licht geführt zu haben.

Und nun zwang Grey die Belgier in den Bund gegen Deutschland hinein. Leopold II. wurde von der englischen Presse wieder einmal besonders kräftig im Namen der Humanität geängstigt. Die scheußliche Behandlung der Eingeborenen im Kongostaat, durch die sie zur Lieferung des Kautschuk gezwungen wurden, beschäftigte die öffentliche Meinung. England versuchte sogar von Holland die Erlaubnis zur Landung in der Scheldemündung zu erreichen, aber Holland hat das ehrenhaft abgewehrt. So sollte in Dünkirchen und Calais gelandet werden und die Engländer mit den Belgiern bis Antwerpen den linken Flügel der Heere bilden.

Nun kann ja wohl Belgien sagen, der Durchmarsch der deutschen Armee durch Belgien im Kriegsfalle wurde schon öffentlich erörtert; aber dagegen mochte sich Belgien diplomatisch an Deutschland wenden noch im Frieden. Ein Kriegsbündnis durfte es als neutraler Staat nicht schließen. Der Vertrag ist selbst den erfahrensten belgischen Diplomaten verschwiegen worden, diese selbst haben von auswärtigen Höfen nach Brüssel oft berichtet, wie kriegsgeschwängert die Luft über Europa sei. Die belgische Regierung aber marschierte auf der gefährlichen Linie weiter, indem sie sich Waffen der besten Art zulegte und starke Befestigungen mit der Stirn gegen Deutschland erbaute. Die Rüstungen und Spannungen in Europa regten einige ernste Männer zu dem Versuch an, Verhandlungen unter den Großmächten einzuleiten. 1899 und 1906 traten Vertreter der Staaten im Haag zusammmen zu den sogenannten Friedenskonferenzen. Deutschland hatte allen Grund mitzuwirken. Sein Vertreter auf der zweiten Konferenz, der Freiherr von Marschall, ist einer der klügsten und fleißigsten Mitarbeiter gewesen, der durch den Ernst seines Charakters wirkte. Man bemühte sich, ein Schiedsgerichtsverfahren für Streitfälle unter den Staaten zu schaffen, indessen England und Frankreich wußten dies Verfahren mit so viel Klauseln, wenn es anzuwenden sei, zu umgeben, daß es ihren Interessen und Zielen nicht hinderlich werden könnte, und dann stimmten sie dafür. Deutschland stimmte mit der Minderheit nach Bülows Willen dagegen, ebenso Oesterreich. Das mochte ehrlich sein, praktisch war es nicht. Die Feinde stellten nun Deutschland lügnerisch als Gegner jedes Schiedsgerichts-Verfahrens hin.

Viel wurde auch geredet, daß die Heere nicht weiter vermehrt werden sollten. Deutschland konnte am wenigsten zu große Rüstungen vorgeworfen werden. Es hielt nur 1,01 % der Bevölkerung im stehenden Heere, Frankreich 1,43 %. Es wurde in Haag viel, aber erfolglos geredet. Es konnte kein Erfolg erzielt werden, solange Männer wie Delcassé, Clemenceau, Poin-

caré und der Russe Iswolski samt den dortigen Großfürsten entschlossen waren, den Krieg mit allen Mitteln moderner Technik zum Werkzeug ihrer imperialistischen Pläne zu machen. Sie spürten in ihrer Seele nicht das tiefe, heilige Grauen vor den furchtbaren Schrecken des Krieges, wie einst Bismarck. Grey war vornehmer. Er war ein reicher Landedelmann, ganz Insulaner und Engländer, liebte die stillen Bäche, Wiesen und herrlichen Baumgruppen seiner grünen Heimat. Er war ein Mann von Willenskraft, uneigennützig, aber Europa kannte er wenig und er übersah völlig das Ungeheure, was er herankommen ließ. Er wurde durch die Zwangsläufigkeit der abgeschlossenen Pläne und durch die deutsche Flottenpolitik hineingezogen. Die wirklich großen englischen Kaufleute wollten und brauchten den Frieden. Aber Zeitungsschreiber und grimmige Admiräle drüben, zeitungschreibende und redende Romantiker und Schwärmer in Deutschland, steigerten die Hochspannung in Europa. Deutschland und Oesterreich standen Rücken gegen Rücken mitten im feindlichen Europa. Jeder Teil hatte Ursache, keine Verwicklung hervorzurufen, welche beide Teile in die größten Gefahren hineinreißen mußte.

Seit 1912 war auswärtiger Minister in Oesterreich-Ungarn Freiherr von Aehrental. Seine Vorfahren waren Juden, vielleicht aus Spanien eingewandert, unter Leopold II. geadelt. Albis Lexa (das ist der alte jüdische Name) von Aehrental war 1854 geboren. Als Botschafter in Petersburg hatte er dort Vertrauen gewonnen. Nun in voller Manneskraft Minister, verfolgte er seine Ziele mit klarem, klugem Blick und starkem Willen. Er war durchdrungen vom Glauben an die Zukunft Oesterreichs. Er wollte seinen Staat nicht bis Saloniki führen, die Türkei sollte so lange als möglich gestützt werden, darin lief seine Absicht mit der reichsdeutschen zusammen. Im Herzen aber barg er ein großes Ziel. Serbien, das stets unter Oesterreichs slawischen Angehörigen wühlte, das Land der Königsmörder und Intrigen, sollte einmal verschwinden. Montenegro und Albanien sollte unter Oesterreichs Schutz leben. Die Bulgaren würden Oesterreich unterstützen; sie sollten die von Bulgaren bewohnten Teile Serbiens haben. So unterstützte Aehrenthal die kühne und starke Politik Ferdinands von Bulgarien, und er stimmte auch überein mit dem Erzherzog Thronfolger, der der Monarchie einen dritten großen Reichsteil, nämlich einen slawischen, schaffen wollte. In Aehrenthal lebte der energische Wille der durchaus noch lebendigen Donaumonarchie. Die slawischen Völker hätten unter der maßvollen, ehrenhaften Verwaltung des alten Kaiserstaates in kultureller Selbständigkeit wahrscheinlich eine sehr glückliche Entwicklung genommen.

Da geschah 1908 die jungtürkische Revolution. Das alte orientalische Reich gab sich eine Verfassung, ein Parlament trat in Konstantinopel zusammen; selbst die Christenvölker der Türkei nahmen hoffnungsvoll an der Bewegung teil. Die jungtürkischen Führer waren westeuropäisch gebildet, in die französische Kultur oberflächlich eingetaucht. Es ist von ihnen der damals noch sehr junge Enwer Bey später in Deutschland bekannt geworden, zuerst als er 1911 Tripolis lange und schneidig gegen die Italiener verteidigte. Er war aus türkisch-albanischer Familie 1882 in Konstantinopel geboren. Die Türken haben ja merkwürdig wenig Rassegefühl. So hatte der Sultan in seinem Harem nur Töchter der unterworfenen Nationen, damit der Thronfolger mit keiner türkischen Familie verwandt sei. Es sind ja auch zuweilen Europäer, so-

gar deutsche Handwerksburschen, völlig zu Türken und zu Paschas geworden. Enver nun war willensstark, schweigsam. In ihm lebte eine durch wirkliche Kenntnis wenig gezügelte Phantasie. Er hatte an einen türkischen Nationalstaat mit vielen Millionen Einwohnern, viel mehr als es jemals Türken gegeben hat, geglaubt; nur brach dieser türkische Nationalismus damals noch nicht hervor, das Parlament sollte alle Völker der Türkei in einem freien Staatswesen vereinigen.

England als ein großer, starker, kluger, alter Mann, sah sofort, was aus der Sache zu machen war. Man lobt in der Presse die humane türkische Entwicklung. Wenn die Türkei wieder etwas lebensfähiger wird, wird Rußland noch von den Dardanellen ferngehalten. Rußland ist noch zu schwach, um etwas Energisches zu unternehmen. Das ist der Augenblick, daß wir uns Rußland nähern. Schon 1907 steuerten englische Kriegsschiffe durch die Ostsee; auf einer Kommandobrücke sehen wir den beweglichen alten König Eduard und mit ihm einen im Burenkrieg gefeierten General French und den ersten Seelord Fisher, der gesagt hat, man müsse die deutsche Flotte „kopenhagenen", d. h. wie einst 1801 die dänische, in ihren Häfen überfallen und vernichten. Die Herrschaften haben in Kronstadt ihren Besuch gemacht, und die englisch-russische Verbündung eingefädelt. Grey hat dann den Vertrag 1908 zum Abschluß gebracht, Rußland und England hatten jetzt gemeinschaftliches Interesse gegen die deutsch-österreichische Orientpolitik und gegen die Unterstützung der Türkei. Gerade weil Rußland noch schwach war, sicherte sich England das, was es zunächst brauchte, durch einige Zugeständnisse. Es räumte die von ihm besetzte Hauptstadt Tibets, Persien wurde in zwei Interessensphären geteilt, das heißt, es wurde über ein freies Volk verfügt wie über ein Stück Torte. Die Russen durften sich in Nordpersien festsetzen, was sie mit großer Grausamkeit besorgten. Die Engländer bekamen Südpersien, also die Meeresküste. So bauten sie weiter an ihrem großen Reich, das den ganzen Indischen Ozean umschließen sollte. Gewiß, wenn England dieses Reich sicher ausbaut, werden die Völker schließlich doch besser leben als in den heutigen, zerrissenen und ärmlichen Zuständen. Aber wird England zu der Riesenaufgabe allein stark und groß genug sein?

Die Willensregungen der östlichen Völker kommen den Europäern meist überraschend, so sind sie auch von der türkischen Revolution völlig überrascht worden. So verschwiegen können Orientalen eine Sache vorbereiten.

Wie aber sah Aehrenthal diese Entwicklung an? Er fürchtete, eine verjüngte Türkei würde alsbald Bosnien zurückfordern. Also beschloß er, dies nur besetzte Land einzuverleiben. Darum verhandelte er mit dem Russen Iswolski auf dem mährischen Schloß Buchlau des Grafen Berchtold, damaligen Botschafters in Petersburg. Man schien da einig geworden zu sein; aber als man heimgekehrt war, zeigte sich, wie Rußland im Grunde doch empört war, daß Oesterreich sich im Balkan festsetzen wollte. Aber Rußland war eben noch schwach. Der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf bestärkte Aehrenthal: Wir brauchen einen russischen Krieg nicht zu fürchten. Aehrenthal handelte, er stellte auch England vor die vollendete Tatsache. Die Zeitungen in London schäumten Wut, Aehrenthal wankte nicht, und Franz Joseph unterschrieb die Urkunde der Einverleibung. Bosnien wurde in sorgsame Pflege genommen, bekam Bürgerrecht und Landtag. Es darf gesagt werden, daß seine Sprache überhaupt erst zur Schriftsprache gemacht werden mußte. Es war

wieder einmal ein Stück Türkenorient endgültig zurückgewonnen. Allerdings für die kulturelle Selbständigkeit der in Bosnien siedelnden **deutschen** Bauern wurde nicht gesorgt, da zeigte sich wieder die innere Schwäche der Monarchie, die es nicht fertig brachte, den Nationen wirklich in gleicher Weise ihr Recht zu sichern.

Deutschland unterstützte Oesterreich. Man stand nun tief im Balkan. Serbien freilich grollte, es wurde von Petersburg her getröstet: Wartet nur noch, wir Russen sind militärisch nicht fertig, aber der Krieg, der das Germanentum vernichtet, kommt schon. Die Franzosen waren damals nicht gewillt, für die Balkaninteressen Rußlands zu fechten. Damals hätten Oesterreich und Deutschland den Präservativkrieg wagen und den mordliebenden serbischen Störenfried als Staat unschädlich machen können. Wagte Rußland den Krieg, so waren damals Deutschland-Oesterreich dem russisch-französischen Bündnis noch überlegen. Conrad von Hötzendorf hat gedrängt; aber Franz Joseph winkte ab. Gerade damals verglich sich Deutschland mit Frankreich, verzichtete ganz auf Marokko und nahm einen großen Urwaldstreifen, der von Kamerun bis zum Kongo reichte. Das brachte Kiderlen-Wächter als Staatssekretär zustande. Er war schlau, konnte gemütlich und humorvoll sein; aber tiefen Gemütes und großartig schöpferisch ist er nicht gewesen, nur manchmal in seinem persönlichen Leben sentimental und dadurch diplomatisch sehr unvorsichtig.

Aber Europas furchtbare Stunde war nahe. Auf dem Balkan setzten die Russen zielbewußt und vorsichtig ihr Spiel fort. Belgrad und Sofia wurden versöhnt — ein Meisterstück. Gewehre, Mäntel, Munition, Geld wurden reichlich beschafft. Die Türken sollten zertrümmert werden. Die vier Könige, Griechenlands, Montenegros, Bulgariens und Serbiens schlossen dazu einen Bund. Die russischen und serbischen Unterhändler flüsterten sich dabei gegenseitig ins Ohr: Es kann sein, daß Oesterreich hindernd eingreift, dann wird Oesterreich auch zerschlagen. Das militärisch an seiner Wiederherstellung arbeitende Rußland rechnete eben dann auf den Dienst der Balkanslawen für Rußland. Aber Bosnien sollten dann die Serben erhalten. An dem Tage, an dem die Balkankönige mobilisierten, am 30. September 1912, haben die Generäle in Polen Befehl erhalten: Kommt Mobilmachungsordre, so wißt, das ist der Kriegszustand gegen Deutschland.

So weit kam es diesmal noch nicht. Die vier Angreifer vollführten ihren Ueberfall ungestört. Die deutschen Türkenfreunde wurden enttäuscht; trotz aller Tapferkeit wurden die Türken geschlagen. Parlamentarische Verfassung und etwas Generalstabserziehung genügen eben nicht, die türkisch-mohammedanische Geistesträgheit zu überwinden. Die türkische Armee versagte durch Mangel an Verpflegung, Verwaltung und Ausrüstung.

Widerwärtig, was nun weiter geschah! Die Sieger entzweiten sich über die befreiten Länder; Serben und Griechen fielen über die Bulgaren her, die Rumänen, die Helden der Feigheit, kamen plötzlich über die Donau. Die Bulgaren, deren Männer die blutigste Arbeit gegen die Türken geleistet hatten, mußten vom Aegäischen Meere wieder weichen und die Dobrudscha den Rumänen ausliefern. Das war Sommer 1913.

An den Höfen der Großmächte ungeheure Spannung. Alle bemühten sich aber, den Brand nicht über Europa hinlodern zu lassen. Nur die Franzosen, so berichtete der russische Gesandte von Benkendorf aus Paris, würden den europäischen Krieg gern gesehen haben.

Merkwürdigerweise waren eben jetzt in Berlin Kiderlen-Wächter und in Wien Aehrenthal gestorben, beide noch in guten Jahren. Aehrenthal war 1912 noch einmal zu einem Angriffskriege gedrängt worden, indem nämlich der kühne und militärisch wachsame General Conrad von Hötzendorf darauf hinwies, wie Italien ganz unzuverläßlich und im Augenblicke nach seiner Afrikaexpedition wenig kampffähig sei. Aber Franz Joseph lehnte ab und General Hötzendorf wurde für kurze Zeit als Armeeinspektor kaltgestellt.

Aber Europas Nerven kamen nicht zur Ruhe.

Tirpitzs Flottengesetz von 1900 zielte auf 4 Linienschiffsgeschwader von je 8 Schiffen und eine große Zahl Aufklärungskreuzer. Das hat Englands führende Kreise noch keine Sorgen gemacht, nur eine gewisse Presse, die von der Ruhmsucht einer Nation lebt, nährte den Haß gegen Deutschland.

Da drüben aber schuf Admiral Fisher, erster Seelord im konservativen Ministerium, den ersten „dread nought", das bedeutet, England in seinem Reichtum und seiner Technik baut von nun an Schiffe so groß, so stark gepanzert, daß alle Schiffe der Welt dagegen Schwächlinge sind. Dies hatte nur einen Fehler, die anderen hatten auch Geld und Technik. Es waren nun alle Schiffe veraltet, die früheren englischen auch, und die Nationen begannen den Wettlauf auf gleicher Linie. Tirpitz ließ auch Fahrzeuge von 18 000 Tonnen und darüber konstruieren. Fisher sah die Panzerriesen der Deutschen mit Grimm und hätte gern die deutsche Flotte in ihren Häfen vernichtet, indes die „City", Englands Großhandelsleute, sehnten sich gar nicht nach Krieg, er würde zuviel zerstören und Deutschland war ja ein vorzüglicher Käufer.

Lord Nortcliff, der vom Journalisten zum Zeitungskönig aufstieg und schließlich sogar die ehrwürdige „Times" kaufte, und in Deutschland Flottenverein und Alldeutsche, halfen die beiden germanischen Nationen gegeneinander hetzen.

Aus Neid und Haß wurde eine üble Stimmung gegen England zurechtgebraut. Mochte auch Englands Geschichte sehr schwarze Punkte zeigen, was war aber nach Ablauf des 19. Jahrhunderts für Deutschland für ein Anlaß, solchen Haß gegen England zu züchten. Aus dem gegenseitigen Räsonnieren konnte Unheil entstehen. Da versuchte der Hamburger Ballin mit Hilfe von Sir Ernest Cassel, einen in England naturalisierten deutschen Finanzmann, der bei Hofe angesehen war, zu vermitteln. Wir sehen in der hohen Halle eines stillen reichen Hauses den gewiegten Finanzmann auf den Reeder warten. Und wie sie allein bei der Abendmahlzeit in leisem, vorsichtigem Gespräch und freundschaftlichem Vertrauen zueinander das Wohl der beiden Nationen besprechen. Es kam damals ein Aufsatz der „Westminster Gazette" an Kaiser Wilhelm, darin finden sich die Gedanken: Damit der Friede erhalten bleibe, müsse Deutschland ohne Kampf gute Kolonien bekommen. Aber so wenig wie möglich dürfe Deutschland oder eine andere Macht an den Ozeanen befestigte Häfen haben, aus denen Kreuzer hervorbrechen und sich wieder bergen könnten und dadurch Englands Handel tödlich bedrohen.

Das ließ sich hören. Der Reichskanzler Bethmann-Hollweg wollte, nachdem Ballin vorgearbeitet hatte, offiziell verhandeln. Vom Kaiser eingeladen, kam im Februar 1912 der liberale Kriegsminister Haldane nach Berlin.

Gerade hatte Tirpitz ein weiteres Flottengesetz fertig: Die vorhandenen Reserveschiffe werden im Krieg mit mobilisiert, so gibt es 5 Geschwader und ein Flottenschlachtschiff. Also 41 Linienschiffe, davon 25 statt wie bisher 17

voll bemannt, und 12 statt 8 Schlachtkreuzer, und 30 statt 24 Aufklärungskreuzer im ganzen. Die englische Furcht, überfallen zu werden, bekam einige Berechtigung. Nun kam das Gespräch zwischen Haldane, Kaiser Wilhelm, Bethmann-Hollweg und Tirpitz. Haldane legte nahe, das Flottengesetz dem Reichstag gar nicht einzubringen. Tirpitz schlug vor, zwischen England und Deutschland die Panzerbauten auf 16:10 zu normieren. Aber das lehnte der Gast ab, England ließe sich nichts vorschreiben und das Verhältnis seiner Schiffe zu den Deutschen müsse wie 2:1 bleiben. Darauf hat das Gespräch unter Wilhelms Führung einer allgemeinen politischen Verständigung sich zugewendet. Aber ohne festes Resultat, wenn auch in freundschaftlicher Stimmung, reiste Haldane ab. Die deutsche Vorlage wurde eingebracht und bewilligt. Innerlich war es gegen Bethmanns Wünsche, aber Tirpitz hatte den stärkeren Willen.

Nun bauten auch die Engländer einen Panzerriesen nach dem anderen. Minister Churchill war ein umsichtiger und rühriger Mann, das alles war unbequem für Greys Politik, er wollte sein Bündnissystem, das den Frieden sichern sollte, als ein Kolonialabkommen zur Befriedigung Deutschlands krönen und zwischen Berlin und London wurde weiter sehr freundschaftlich verkehrt. Bethmann fühlte sich ganz sicher und 1914 war es so weit, daß das englische Auswärtige Amt ein Kolonialabkommen dem deutschen Gesandten in London vorlegte — es war der Tag, als die Russen zum Kriege losbrachen.

„Die Menschen bewegen nicht, sondern werden bewegt," sagt Augustin.

Tirpitz stellt in seinen Erinnerungen mit diplomatischem Geschick es so dar, als hätte sein Plan gelingen können. Die deutsche Flotte wäre gewachsen, bis England den Angriff ohne Gefahr zu großer Verwundung nicht mehr wagen konnte, damit war es mit seiner Seeherrschaft vorbei. Aber Tirpitz handelte wie der Vorsitzende eines privaten Vereins für agitatorische Zwecke. Mochte, was er dachte, in fernen Zeiten einmal möglich sein, Deutschland saß jetzt zwischen Frankreich und Rußland, die täglich losbrechen konnten, da konnte es nicht noch eine äußerst gefährliche Partie wagen. England aber mußte wünschen, solchen deutschen Flottenbau zu unterbrechen. Wenn einmal die Würfel fielen, trat es zu Deutschlands Angreifern.

Tirpitzs Flottenbau brachte weitere Schäden. Der U-Bootbau wurde vernachlässigt, obgleich Deutschland schon einen vorzüglichen U-Boottyp besaß und die Kreuzer für den Dienst in fernen Meeren veralteten. Tirpitz dachte eben an große Seeschlachten. Wenn es aber einmal sein sollte, England zu zwingen, so war der Handelskrieg die Methode, vor der England einmal in der Geschichte zurückgewichen war, 1812/14 vor den Vereinigten Staaten, die damals gar keine Schlachtflotte hatten, sondern nur geschwinde, schneidige Kreuzer.

Ferner aber wagte sich 1912 neben dem Flottengesetz nur eine sehr bescheidene Heeresvorlage unter Kriegsminister Heringen hervor. Zwei neue Armeekorps wurden gebildet, aber im wesentlichen aus schon vorhandenen Regimentern. Und noch eine bedenkliche Wirkung hatte das schnelle Wachsen der Flotte. Es wurden die Mannschaften, nicht nur Heizer und Maschinisten, auch Deckmannschaften, aus ganz Deutschland ausgehoben, auch aus dicht bevölkerten Industriegegenden. Auch das Offizierkorps wurde schnell vermehrt und ob immer die Qualität des schnell reichgewordenen Bürgertums die beste war? Tirpitz zeigte sich stolz, weil er die Offiziere, die noch aus der alten Handelsmarine stammten, ausmerzte! Nun drängen sich Söhne des schnell reich

gewordenen Bürgertums hinzu, elegant, verwöhnt, anspruchsvoll, die Marine wurde gefeiert, man arbeitete dort mit großen Mitteln.

In diese Tage fällt eine merkwürdige Korrespondenz zwischen dem alten Bodelschwingh und dem Kriegsminister von Heringen. Ueber die moralische Wirkung alles Kriegerischen wird in Büchern groß geredet, von der Gemeinheit und Roheit, die es mit sich bringt, selten. In jenen Riesengarnisonen Berlin, Kiel, Wilhelmshaven, Straßburg und anderen wurden viele Söhne des Volkes vergiftet, in den Kasernenstuben hat mancher zuerst von künstlicher Beschränkung der Geburten gehört, durch seelische und leibliche Vergiftung gingen der Nation künftige Geschlechter verloren. Nun schlug Bodelschwingh vor, ob denn nicht in den Kasernen Einzelstuben möglich seien und wies auf die Einrichtung seiner Arbeitskolonien hin. Heringen verstand und versprach, zu versuchen und zu handeln, aber Bodelschwingh starb und es kam die Katastrophe.

Bethmann und Grey scheuten beide das Furchtbare des Krieges. Daß sie sich nicht zu nahe kamen, dafür sorgte auch Poincaré. Er mahnte in London, nicht zu sehr auf Verminderung der deutschen Flotte zu drängen, sonst würde Deutschland nur sein Heer vermehren. Poincaré, dieser lothringische Advokat, drängte unaufhörlich auf den Krieg und mit ihm sein Freund Paléologue. In Frankreich wurden nach dem Dreyfußprozeß der Liberale Clemenceau und der Sozialist Briand als Minister scharfe Verteidiger der Staatsautorität. Streiks wurden rücksichtslos, wenn nötig durch Soldaten, unterdrückt. Die französischen Arbeiter, nicht zäh wie die Englands und Deutschlands, sondern jäh aufflammend, erhoben sich gelegentlich in Massenstreiks, erhofften dann, in solchen Stunden zu größten Opfern fähig, plötzliche Umwandlung aller Verhältnisse; aber so wurde die sozialistische Arbeiterpartei keine wirkliche innerpolitische Macht. Alles politische Denken der Nation wurde nach außen gewendet. Wann endlich wird der Waffenstillstand von 1871 abgebrochen. 1913 wurde Poincaré Präsident. Er war nicht eigentlich schöpferisch, aber der willensstarke Träger der Stimmung, welche die fast religionslose republikanische Gesellschaft Frankreichs beherrschte. Die dreijährige Dienstpflicht, auch für alle Studenten und Priester, wurde eingeführt, das Friedensheer war jetzt 794 000 Mann, das ist 2 % der Bevölkerung. Frankreich glich einem Manne, der mit allen Kräften eine ungeheure Keule hochhebt und nun zuschlagen muß, lange kann er so nicht stehen bleiben. Deutschland vermehrte unter dem Kriegsminister von Falckenhayn das Heer um jährlich 60 000 Rekruten, es hatte 761 000 Mann Friedensstärke oder 1,15 % der Bevölkerung, Oesterreich 478 000 oder 0,94 % der Bevölkerung, Rußland 1 845 000 Mann oder 0,85 % der Bevölkerung. Der deutsche Generalstab hatte drei Armeekorps neu gefordert, wurde aber abgewiesen. Chef der Operationsabteilung im Generalstab war damals Oberst Ludendorff. Er wurde versetzt zum Kommando einer Brigade.

Kirchenpolitik.

Wenn Politik den Charakter verdirbt, dann tut es die Kirchenpolitik viermal. Wie oft haben wir das mit Schmerzen empfunden! Da waren feine Persönlichkeiten, fromme Männer, und wenn sie Kirchenpolitik getrieben haben, wenn sie kirchliche Wahlen „gedeichselt", irgendeinen Mann an einen bestimmten Platz geschoben und notwendige Dinge nicht getan haben, weil sie kirchenpolitisch

nicht „opportun" waren, dann waren sie uns unheimlich und widerwärtig. Wie unchristlich, wie unfromm, wie unmenschlich ist es bei Kirchenwahlen, in Synoden und dergleichen mehr zugegangen! Nur sich nicht in Kirchenpolitik hineinzerren lassen! So ist es vielen unter uns Pfarrern und nicht den schlechtesten ergangen. Bei unseren Gemeindegliedern ist die Abneigung gegen die Kirchenpolitik womöglich noch größer. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß zwar sehr viele Menschen dankbar sind für religiöse Vorträge und die Möglichkeit der Aussprache über biblische, theologische und persönliche Fragen, daß sich aber über dieselben Menschen eine gähnende Langeweile und Gleichgültigkeit legte, wenn man versuchte, sie für kirchenpolitische Aufgaben zu interessieren und zu gewinnen. Der Abscheu, fast möchte man sagen die Angst vor der mit Kirchenpolitik immer verbundenen Verleugnung wahrhaft christlicher Gesinnung ist viel stärker als jede nach dieser Richtung gehende Verpflichtung oder Verantwortung.

Die Abneigung gegen jede Form von Kirchenpolitik ist begreiflicherweise in der Jugend besonders stark. Drei Dinge wirken zusammen. Das Suchen nach religiöser Gemeinschaft gilt ganz und gar der lebendigen Gemeinde, die in jedem Augenblick von neuem durch den Geist Gottes zusammengerufen und zusammengehalten wird, in ihren Grenzen fließend und in ihren Formen wandelbar; aber es ist schwer, von dieser geglaubten und da und dort erlebten Gemeinde die Verbindungslinien zu ziehen zu der organisierten Kirche. Dazu kommt der Eindruck, der der Jugend fast nirgends erspart bleibt, wie vieles in dieser Kirche der Jugend ganz fremd ist und bleibt, Erinnerungen an einen meist unerfreulichen Religionsunterricht, an Unlebendigkeit, Unwahrhaftigkeit und Lebensfremdheit kirchlicher Formen und kirchlicher Persönlichkeiten. Und endlich die notwendige Zurückhaltung gegenüber einem in seiner Größe und in seinen Zusammenhängen unübersehbaren Gebilde, der Mangel an geschichtlichem Wissen und der Mangel an eigener praktischer Erfahrung. Als ich vor vielen Jahren in Nürnberg für den protestantischen Laienbund, eine im wesentlichen kirchenpolitische Vereinigung, eine Jugendgruppe sammeln wollte, brachte ich zwar einen sehr erfreulichen Kreis junger Menschen zusammen, aber wir haben dann den Römerbrief miteinander gelesen, und von kirchenpolitischen Dingen war nicht die Rede. Der Kreis war mir sehr lieb, aber war etwas ganz anderes geworden, als was ich mir vorgenommen hatte.

Dennoch wage ich euch zur Kirchenpolitik aufzurufen. Zwar die großen Fragen der Kirchenpolitik werden immer von einem kleinen Kreis von Männern entschieden werden müssen, die durch ihr Amt und meistens doch auch durch überragende Sachkenntnis und Erfahrung dazu berufen sind. Aber es handelt sich in der Kirchenpolitik nicht nur um Fragen der Kirchenverfassung, der kirchlichen Organisation, der für ein ganzes Land vorgeschriebenen gottesdienstlichen Ordnungen und die Ernennung von Generalsuperintendenten. Kirchenpolitik gibt es notwendigerweise auf dem Boden jeder einzelnen Gemeinde. Kirchenpolitik ist einfach der Wille, hier in konkreter Situation verantwortlich mitzuarbeiten. Kirchenpolitik als Losung heißt vor allem: Mitarbeit statt Kritik. Man lernt nur das wirklich kennen, woran man mitgearbeitet hat. Es ist leichter, sich für eine unsichtbare christliche Kirche zu begeistern, als auf dem Boden einer konkreten Gemeinde irgend etwas zu leisten. Ich glaube euch gerne, daß ihr zunächst in sehr vielen Fällen gar keinen Weg dazu seht, glaube euch auch, daß eure Mitarbeit gar nicht überall willkommen ist. Es gibt viele

Pfarrer, die es im Grunde gar nicht wollen, daß ihre Gemeindeglieder sich mitverantwortlich fühlen und aus dieser Verantwortung heraus handeln. Aber ebenso glaube ich es vielen andern nicht, daß sie sich wirklich darum bemüht haben, daß sie ernstlich versucht haben, als kirchlicher Hilfsdienst, als Kirchenchor, als Kurrende, als verantwortliche Helfer für Kirchenschmuck, Gemeindeausflüge, Konfirmandenlager, Jugendgottesdienste sich im guten Sinn unentbehrlich zu machen und wirkliche Verantwortung zu übernehmen. Nur da, wo man gearbeitet hat, hat man ein Recht, Forderungen auszusprechen. Nur eine Jugend, die auf dem Boden der Kirche einen ihr möglichen Dienst leistet, hat ein Recht, ihre Forderungen an die Kirche anzumelden. Auf dem Boden der Politik gilt es wirklich: Wo Pflichten ernst genommen werden, kommen die Rechte von selber. — Ich höre den Sturm entrüsteter oder trauriger Einwände: Wir können ja nicht, man läßt uns nicht: „Ihr Pfarr'r wollt mich nicht haben, so mußt' ich . . .". Ich weiß, was für eine große Schuld da manche Pfarrer auf sich laden. Aber ich frage umgekehrt: Habt ihr's wirklich geschickt gemacht? Seid ihr wirklich gekommen, um zu helfen und zu dienen, oder seid ihr von vorneherein mit einem verletzenden Anspruch aufgetreten? Habt ihr immer bedacht, wie fremd ihr mit eurer Art vielleicht dem größten Teil der Gemeindeglieder sein mußtet, und wie sehr ihr vielleicht ohne jede böse Absicht Anstoß und Unwillen erregt habt? Habt ihr überall wirklich einfach darum, weil ihr Glieder dieser Kirche seid, zäh darum gerungen, auf diesem Boden eine Aufgabe zu haben? Kirchenpolitische Macht, d. h. die Kraft, das Ganze mitzugestalten, beruht nicht immer, aber fast überall auf der Treue unermüdlichen Dienstes. Steht nicht beiseite und laßt euch nicht beiseite drängen! Duldet nicht, daß andere Gruppen ein Monopol als „evangelische Jugend" haben, aber zeigt nicht durch euer Schelten, sondern durch eure Leistung, daß ihr da seid.

Etliche der Aelteren haben darüber hinaus größere Verantwortung. Ich bin neulich an einem Ort gewesen, wo es sich darum handelte, ob einer aus unserem Aelterenkreis sich in den Kirchengemeinderat wählen lassen sollte. Dort lag der außerordentliche Fall vor, daß der Pfarrer als Gegengewicht gegen die kleinbürgerlich traditionelle Zusammensetzung seines Kirchenvorstandes einen Mann aus der Jugendbewegung haben wollte; aber der wollte nicht. Ich begreife so gut, wie aus der Enttäuschung über Predigten, über ungeschickte Reden und persönliche Fehler der Pfarrer, aus dem starken Gegensatz zu einer kirchlichen Scheinfrömmigkeit eine hoffnungslose Stimmung erwächst: Was soll ich da? Ich kann ja da nichts nützen, wo ich ein Fremdkörper bin. Trotzdem, habe ich gesagt, trotzdem mußt du dich wählen lassen. Du bist es dem Ganzen der Kirche und vor allem dem heranwachsenden Geschlecht schuldig, daß du dich einem solchen Ruf nicht entziehst. Und immer wieder zeigt die Beobachtung, daß, wo einer treu und fest, obschon äußerlich ungewandt, das sagt, was er sagen muß, und man spürt, die Worte kommen nicht aus dem Hochmut, sondern aus der Not und der Liebe und der Treue, daß sich solch Wort Gehör schafft; vor allem: wenn solche Mitarbeit positive Wege weisen kann, Formen gestalten und Schwierigkeiten überwinden kann, dann sind Menschen auch gern bereit, zu lernen und der Tüchtigkeit Raum zu geben. Freilich fordert Politik immer auch Klugheit. Man setzt auf dem Boden einer gegebenen Wirklichkeit nichts durch, wenn man nicht die in den Dingen liegenden Grenzen achtet und weiß, was von bestimmten Menschen verlangt werden kann und was nicht.

Was soll denn geschehen, wenn wir alle, die wir zum Teil mit scharfer Kritik den gegenwärtigen Zustand unserer evangelischen Kirche beklagen, uns der Kirchenpolitik versagen? Es ist sehr viel bequemer, beiseite zu stehen. Aber damit wird nichts gebessert. Wir werden nie eine Idealkirche haben, auch die Kirche wird in ihrer Gestalt immer zugleich das Bild menschlicher Not und Sünde an sich tragen. Aber eben weil wir selbst nicht als Heilige außerhalb dieser Not stehen, sondern selbst sündige Menschen sind, sollen wir jede Not der Kirche mit auf unser Gewissen nehmen. Vieles freilich muß anders werden, manches kann anders werden. Es wird nicht anders durch unfruchtbare Kritik. Es wird nicht anders durch Kirchenfeindschaft und Kirchengleichgültigkeit. Es wird nur anders durch positive Arbeit; dadurch, daß die junge Generation in die Verantwortung hineinwächst.

Kirchenpolitik ist nur eine Erscheinungsform der Verantwortung, die wir überhaupt für die Gestalt des Lebens um uns her haben, und weil wir überhaupt zu politischer Verantwortung aufrufen, rufen wir auch zur Kirchenpolitik.

Wilhelm Stählin.

Vom neuen Wohnen*)

> La Combusier hat gesagt: es ist notwendig, die geistige Verfassung für das neue Wohnen zu schaffen.

Warum wir eigentlich davon sprechen? Weil die Wohnfrage heute nicht nur für einzelne Menschen, sondern für jeden eine Frage, wenn nicht für uns Deutsche d i e Frage überhaupt ist. Ihr, das künftige Geschlecht, werdet jedes einzelne einmal vor die Frage gestellt werden. Es ist zahlenmäßig errechnet, daß es in Deutschland 4 Millionen Wohnungslose gibt. Nicht so, daß die 4 Millionen ihr Leben lang wohnungslos blieben, sie wechseln natürlich mit anderen ab, so daß jeder jüngere Deutsche damit rechnen muß, eine Zeitlang wohnungslos zu sein; es sei denn, daß es uns gelingt, 200 000 Wohnungen jährlich zu erstellen. Das ist bis jetzt nicht geglückt, und wenn die Frage nicht mit größerer Tatkraft angefaßt wird, ist auch keine Aussicht dazu.

Das Ideal, das gewiß auch euch vorschwebt, das wohl jeder Mensch sich in heimlichen Träumen ausmalt, ist das Eigenhäuschen, wo jede Familie für sich wohnt und ungestört und unbeobachtet ihr eigenes Leben aufbauen kann. Nur wenn wir die Preise für Siedlungshäuser draußen vor der Stadt oder den Mietzins hören, der dafür verlangt wird und verlangt werden muß bei den heutigen Baukosten, so sinkt einem der Mut und die Hoffnung auf Verwirklichung. Warum ist das Bauen heute so teuer? Nicht das Material ist das Teuere, es macht nur 20 Prozent der Baukosten aus, das übrige kommt auf Arbeitslöhne, Fabrikation, Transporte usw. Wohl dem, der selbst Hand anlegen kann beim Bauen, oder dem seine Freunde helfen, wie es bei unserer BDJ-Gruppe in Bitterfeld Sitte ist, er kommt billig zu einem Häuschen. Aber die andern?

Unter dem Druck dieser Not regen sich die Gedanken der Fachleute, um neue billigere Bauweisen als die bisherigen zu erfinden. Wir wissen alle, daß fabrikmäßige Massenherstellung die Ware verbilligt. Sind wir nicht rückständig, daß wir uns angesichts solcher Not im Baugewerbe noch soviel Handarbeit leisten? Erst wenn man zugleich an den Bau von 100, noch besser von

*) Der Aufsatz war fürs Mädchenheft geschrieben, mußte damals leider zurückgestellt werden. Er ist aber auch für männliche Leser weder unverständlich noch unnötig.

1000 Häusern ginge, würde das Bauen wirklich billig. Von erfahrenen Fachleuten werden die zu erwartenden Ersparnisse bei einer industriellen Bauweise auf 50 Prozent und mehr geschätzt. Darum beschäftigen sich viele unserer Baufachleute heute damit, eine solche neue Wohnbauindustrie zu wecken, an einer „Serienbau"weise zu arbeiten, wo man Einzelteile der Wände (Wandplatten), Türen, Fenster maschinell auf Vorrat herstellt und die fertigen Einzelteile dann nach dem Bauplatz transportiert und dort aufstellt. Die Wandplatten werden aus Holz mit Zwischeneinlage, aus Beton oder anderem Material hergestellt sein, jedenfalls werden sie ohne die Gefahr des Wärmeverlusts für das Haus viel schwächer sein, als die bisherigen handgemachten Mauern, was außer dem Vorteil der Billigkeit auch noch vergrößerten Innenraum zum Wohnen bietet.

Die Verschwendung, die darin liegt, Grundriß und Pläne für jede Siedlung oder gar für jedes Haus neu zu machen, muß aufhören; es müssen einige Typen von Wohnhäusern ausgearbeitet werden, die sich wiederholen und nur im einzelnen in begrenztem Maße abgewandelt werden können. Nicht daß tausend gleiche Häuser in einer Reihe stehen müßten! Man kann sie an verschiedene Plätze verteilen, man kann zwei oder drei Typen in der Anordnung abwechseln lassen. Das bedeutet natürlich mancherlei Verzicht auf besondere Wünsche, aber müssen wir nicht unsern Willen auf das Typische richten und uns ihm einzufügen trachten, wenn das ganze Heim davon abhängt? Auch wenn es uns hart ankommen sollte? Die Häuser werden alle aus den gleichen fertigen Wandplatten hergestellt sein, die gleichen Türen, die gleichen Schlösser, die gleichen Fenster, die gleichen Herdplatten mit derselben Anzahl von Kochlöchern usw. haben. Es gibt Menschen, die meinen, daß wir daran ver„amerikanisieren" müßten. Ich traue unserem durch die Wohnnot hindurchgegangenen Volke zu, daß es auch in solchem Typenhaus noch Raum findet für individuelles Leben, — wenn die Menschen nur w o l l e n.

Dieser Verzicht auf Eigenart nach außen hin wird den Menschen aus der Jugendbewegung schwerer fallen als das Einfügen in die Enge. Raum sparen wird die Losung heißen.

Die Häuser werden kleiner, enger, die Räume wahrscheinlich niedriger sein, als wir es sonst gewohnt sind; bedenken wir, daß damit auch mancherlei tägliche Arbeit im Haushalt erspart wird. Auf eine „gute Stube" zu verzichten, wird wenig bedeuten, hingegen sollte im neuen Wohnhaus ein Bad nicht zum Luxus zählen, auch ein Balkon oder flaches Dach für die Morgenübungen gehört für unsere Begriffe dazu. Licht, Luft und Sonne müssen und können uns entschädigen für das engere Wohnen: der Sommer wird die Familie mehr im Garten als im Hause finden; wie schön, wenn die Hausfrau ihre Kartoffeln im Freien schälen, die Kinder die Schuhe vor der Küchentüre putzen können. Und immer erdnahe, mit einem Schritt auf dem echten Boden der Mutter Erde zu sein, wiegt das nicht eine vielleicht größere Etagenwohnung im x. Stock in der Stadt auf?

Gertrud Lincke, Architektin in Dresden, nimmt das Problem von der Seite der Frauen her in Angriff. Um zu zeigen, wie man Räume auf das geringste Maß beschränken kann, hat sie z. B. folgenden Plan für einen Wohnhaustypus (Beamtenwohnhaus) vorgeschlagen, dessen zweckmäßige Raumausnutzung jedem einleuchtet. Im Unterstock: Hauptwohnraum mit zwei anschließenden kleinen Arbeitskojen, die durch Schiebe- und Faltwände vom Hauptraum ge-

trennt sind, aber zusammen als ein großer Raum verwendet werden können bei Festen usw. Die eine als Arbeits- und Sprechraum mit Flurausgang für den Hausherrn, die andere für Näh- und andere Arbeiten für die Hausfrau; Wohnraum und Küche sind durch großen Geschirr- und Durchgabeschrank zu verbinden mit anschließendem Spültisch in der Küche. Schlafräume im Oberstock sind mit wasserfesten Waschnischen mit Wasseranschluß und -abfluß zu verbinden. Waschküche mit Trockenboden auf der einen Seite und Wäsche- und lüftbare Reinigungskammer auf der anderen Seite sind am günstigsten in ein Flachdachgeschoß mit anschließender Dachterrasse zu legen, zur Ersparung von Wegen und Arbeit. Sämtliche Räume sind nur mit Sitz- und Liegemöbeln und vergrößerungsfähigen Tischen auszustatten. Kastenmöbel mit Tischklappplatten — für Abstellzwecke — und technische Einrichtungen, Warmwasserheizung usw. sind am Orte des Gebrauchs einzubauen. Durch gute Anordnung der wenigen beweglichen Möbel, gute Beziehungen der Verhältnisse, Formen und Farben der Möbel zum Raum kann man auch bei äußerster Zweckmäßigkeit und kleinsten Ausmaßen wohnliche, gesunde und wirtschaftlich leicht regierbare Räume schaffen" (Die „Frau", Heft 10, 1926: Wohnungsbau und Hausfrauen).

Nicht nur beim Innenausbau soll die Frau mitraten und mitwirken, das tat sie bisher auch schon, ihre Mitarbeit soll schon beim Rohbau einsetzen. Ihr Ja oder Nein zum Wohnen im neuen Typenwohnhaus kann den Bau ermöglichen oder unmöglich machen. Gertrud Lincke ruft gerade die Frauen auf, sie sollen mithelfen, daß die Serienbauindustrie, die in anderen Ländern, wie Holland und Amerika, schon viel weiter entwickelt ist, auch in Deutschland aus den kleinen Anfängen herauskomme, damit die Verständnislosigkeit und das Mißtrauen, das solchen Neuerungen entgegengebracht wird, überwunden werden kann. In Nordfrankreich, wo wieder aufgebaut werden muß, sollen die Bewohner aus lauter Sentimentalität, Dummheit und Denkfaulheit brauchbare Vorschläge von Ingenieuren für Baustoffe und Bausysteme abgewiesen haben mit dem Erfolg, daß überhaupt nicht gebaut wurde.

Eine ganze Siedlung maschinell hergestellter Häuser, die in Teilen zum Bauplatz gefahren und dort binnen weniger Tage auf dem vorher gemauerten Untergrund aufgestellt wurden, steht z. B. vor unserer Stadt draußen am Waldrand. Weil es nur etwa 50 Häuser (in zweierlei Größen) sind, ist der Preis für den kleineren Typ mit Wohnküche, Wohnzimmer, zwei Schlafräumen, Bad, immer noch 16 000 Mk. bei 3000 Mk. Anzahlung. Trotzdem waren sie innerhalb von etwa 3 Monaten alle gebaut, verkauft und zum Teil bewohnt. (In Dessau ist man weiter, dort baut Architekt Gropius ähnliche Häuser für 9300 M.) Sie sind klein, aber d u r c h d a c h t bis ins Aeußerste. Kein Winkel ist ungenützt, keine leere Ecke hinter einer Tür. Eine Wohnküche, so angelegt, daß der Weg vom Herd bis zum Tisch für die Hausfrau nicht weit ist, über dem Spültisch ein kleines Fenster in der Wand, damit sie auch das nötige Licht hat; alles Gerät in festen Wandschränken untergebracht; wenn deren Türen geschlossen, so hat die Küche das Aussehen eines Wohnraums, besonders wenn noch ein Vorhang die Spülnische abschließt. Ein Flur ist gespart in diesem Musterhäuschen, von der Wohnküche führt die Treppe gleich in den Oberstock, eine Tür sperrt ihn von der Küche ab. Um eine Speisekammer zu ersparen und doch die Hausfrau die Wohltat einer solchen nicht entbehren zu lassen, hat man hinter der Tür, die von der Küche direkt in das Kellergeschoß führt, eine Nische ausgespart und Wandbretter darin angebracht, wo die Hausfrau mit

wenig Schritten ihre Speisen kühlstellen kann. Im Oberstock liegen die zwei Schlafräume und das Bad; fließendes Wasser über den Waschbecken mit Ablauf zur Ersparnis von Arbeit.

Solchen Räumen müssen die Möbel natürlich angepaßt sein. Die modernen Riesenbetten, in denen man längs oder quer liegen kann, passen nicht in ein solch kleines Schlafzimmer. Was tuts, wenn wir uns auch darin beschränken auf ein normales Maß, das spart uns in der Ausstattung Geld und in der Bewirtschaftung Arbeit. Wenn nur das Schlafzimmer ein recht großes Fenster hat, durch das Licht und Sonne ungehindert hereinfluten können.

Man kann auch die Raumersparnis übertreiben, dann hört die Gemütlichkeit auf. Als wir neulich in unserer Gruppe über Wohnfragen sprachen, stellten wir fest, daß z. B. Betten zum Hochklappen, die man tagsüber in einen Schrank sperrt, nicht zu unseren Idealen gehören; denn es muß bitter sein, wenn man abends müde heimkehrt und erst sein Bett herrichten muß.

Mit Schränken von dem Umfang, wie unsere Urahnen sie mit in die Ehe brachten, kommt man wahrscheinlich nicht durch die Tür eines solchen Hauses. Es wird ja voraussichtlich eingebaute Wandschränke enthalten, durch die nicht nur Räume, sondern vor allem Arbeit gespart wird: keine Notwendigkeit, hinter ihnen, unter ihnen, über ihnen zu putzen. Ist es nicht mehr wert, wenn die Frau bei vereinfachtem Haushalt Zeit hat, mit ihren Kindern ein Lied zu singen, des Abends noch frisch ist, wenn ihr Mann nach Hause kommt? Der Hausfrau unnötige Arbeit zu ersparen ist ein wichtiges Ziel, das die jungen Hausfrauen der kommenden Generation noch viel ernstlicher erstreben werden als die der vorigen, damit sie Zeit erübrigen für die andere Aufgabe: die Seele des Hauses zu sein.

Man kann sich gar nicht denken, daß in einem solchen Hause, das von der Frau mit Liebe durchdacht, nach ihren Ideen erbaut, womöglich mit ihrer Hilfe erspart wurde, etwas anderes als ein glückliches Familienleben sich entwickeln könnte. Kann dort überhaupt eine Frau sich so wenden, daß ihr großstädtische Vergnügungen und Unterhaltungen über ihr Heim und ihre Familie gehen?

Was können **wir** tun, um solche Wunschbilder in die Wirklichkeit umzusetzen? Daß wir uns bloß den neuen Gedanken, den neuen Erfindungen aus den Kreisen der Baufachleute öffnen und ein waches Auge auf sie haben, scheint euch zu wenig. Ich weiß euch etwas Praktischeres. Ihr könnt alle gleich jetzt, schon heute etwas tun: wenn ihr anfangt zu sparen auf die Zeit hin, da ihr euch selbst ein Nest bauen wollt. Ich kenne eine Gruppe, wo mehrere, auch solche unter 20 Jahren, schon einer Bau- und Spargenossenschaft beigetreten sind und sich dort Anteile, wenn auch noch geringe, gesichert haben. Denkt nicht, das hängt vom Heiraten ab; ich sah auch zwei berufstätige ältere Mädchen sich die kleinste Ausführung der Siedlungshäuschen mit Sehnsucht betrachten und nachher das Verkaufsbureau betreten. Wie sollten sie nicht auch nach einem gemütlichen Eigenheim streben? Heute erst recht.

Es hat einer gesagt, der Ausgangspunkt für das Eigenhaus sollte eigentlich der Garten sein. Erst solle man sich klar sein, wieviel Land man bebauen will und kann, danach seinen Garten bemessen und dann sein Haus hineinbauen. Wer nicht im Sinn hat, Land zu bebauen, soll in einer Stadtwohnung bleiben. Eigenheim und Garten gehören auch für uns untrennbar zusammen. Dadurch, daß wir wieder selbst Land bebauen, gewinnen wir uns unsere Heimat, unser Vaterland wieder. Margarete Sommerlatt.

Vom Beten.

„Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn wer da bittet, der nimmt; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgetan." (Luk. XI, 9—10)

Der heutige Sonntag Rogate fordert uns wieder auf, uns auf das Gebet zu besinnen. Wenn wir den Gebetssonntag in unserem Kirchenjahr nicht hätten, wir müßten es dennoch immer wieder tun. Denn das Gebet ist ja die wichtigste Angelegenheit des frommen Menschen; und heute ist es für die meisten Menschen die schwerste. Es ist nicht zu viel gesagt: die heutigen Menschen haben das Beten verlernt. Wir sind ein gebetloses Geschlecht geworden.

Manche unter uns, unsere alten Leute, erinnern sich noch, daß es früher ganz anders war. Früher war das Läuten am Abend und am Morgen für die Menschen ein Gebetläuten. Da haben sich in den Häusern die Leute zur Abendandacht oder auch zur Morgenandacht oder zu beidem versammelt. Früher hat man vor dem Essen das Tischgebet gesprochen. Da hat die Mutter mit ihren Kindern gebetet. Da war es den Menschen selbstverständlich, daß man sein Leben immer wieder mit der ewigen Welt in Verbindung brachte durch das Gebet. Wir wollen damit nicht behaupten, daß die Menschen früher lauter wirklich fromme Leute gewesen wären. Ihr Beten war auch kein vollkommenes. Sie hatten durch ihr Beten nicht die Vollmacht, die der wirklich geübte Beter allerdings erlangen kann. Sie waren auch früher sündige Menschen wie wir. Aber sie hatten in ihrem Beten doch einen Segen, den wir nicht mehr haben. Sie fühlten sich durch ihr Beten doch immer wieder mit der Himmelswelt verbunden und konnten sich ihr immer wieder weihen und sich von ihr geweiht fühlen. Sie haben deshalb in ihren Gottesdiensten am Sonntag sich der Gotteswelt viel empfänglicher auftun können. Sie haben sich durch die Kreuze und Bildwerke, die wir in katholischen Ländern heute noch sehen, an ihre ewige Heimat erinnern lassen und haben gewußt, daß es in jedem Augenblick einen Weg in diese Heimat gibt, den Weg des Gebetes.

Das alles ist uns vor allem im Laufe des letzten Jahrhunderts verloren gegangen. Wir haben es gar nicht deutlich gemerkt. Aber wie ist es denn in unserem eigenen Leben gewesen? Unsere Mutter hat wohl noch mit uns gebetet. Und wir haben es eine Weile fortgesetzt. Aber nach unserer Konfirmation wollte es oft nicht mehr gelingen, die rechte Andacht beim Abendgebet aufzubringen. Und dann ist unser Beten so langsam eingeschlafen. Und wir haben uns vielleicht damit getröstet, daß Beten eben doch nur für die Kinder da sei und daß man zu alt dafür geworden sei. Denn wer von den Erwachsenen betet denn noch? Oder haben wir tief in uns gespürt, daß wir mit dem Beten etwas verloren haben, dem wir nachtrauern müssen und das wir wieder herbeisehnen müssen, weil wir es brauchen wie man Brot und Luft braucht?

Die Menschen haben ja heute gar viele Gründe, die sie gegen das Gebet vorbringen. Sie sagen, daß die Gebete ja doch nicht erhört würden. Oder daß sie den Herrgott nicht mit ihren kleinen Menschenangelegenheiten bemühen möchten. Oder, daß es eines Mannes unwürdig sei, vor Gott auf den Knien zu liegen. Oder daß man heutzutage keine Zeit und auch keine innere Ruhe habe zu beten. Aber das alles sind nur Gründe zweiter Ordnung. Den wahren Grund machen sich die Menschen meist nicht klar, weil er ihre Eitelkeit und ihre künstliche Selbstsicherheit verletzen würde. Denn der wahre Grund ist, daß wir nimmer beten können. Wir sind zu sehr verarmt und zerflattert in unserer

Seele, wir können nimmer die innere Kraft zum Gebet aufbringen. Darum wissen wir gar nimmer, was Beten ist.

Aber wir müssen uns ganz klar sein, daß wir uns dadurch, daß wir nimmer beten können, selbst von den Quellen des Lebens abschneiden und zum Tod verurteilen. Jede Pflanze lebt von des Himmels Gnaden, von Sonne, Mond und Sternen. Die Erde allein bringt keinen Halm hervor. So braucht auch unsere Seele die himmlische Nahrung. Sie braucht Liebe, Vertrauen, Treue, Wahrheit und all die anderen Himmelsgaben. Sie braucht den direkten Umgang mit der Himmelswelt, den wir Gebet nennen.

Aber helfen kann man den Menschen heutzutage nicht damit, daß man sie nur ermahnt: ihr müßt wieder beten lernen und daß man ihnen die Wichtigkeit des Gebetes schildert. Helfen kann man nur, wenn man den Menschen den Weg zum Beten wieder zeigt, wenn man ihnen einen neuen Weg zu einem neuen Beten zu zeigen vermag.

Die Menschheit kommt auf ihrem langen Wege durch die Zeiten immer wieder an Stellen, wo das, was früher einmal gut war, ihr nicht mehr genügt, wo es sich verbraucht hat und erneuert werden muß. Das größte Beispiel hierfür haben wir an Christus selbst. Als er kam, waren die alten Religionen an ihrem Ende angelangt. Früher hatten die alten Griechen einmal in ihrer Religion einen Zugang zur Gotteswelt. Und die Juden hatten in ihrem Gesetz und durch ihre Propheten die Religion, die sie damals brauchten. Gott gibt ja auch den Völkern und den Zeiten immer das, was sie brauchen. Aber das, was diese und die anderen Völker hatten, hatte sich abgelebt, darum mußte Christus kommen und mußte das Ende des jüdischen Gesetzes und all der anderen Religionen werden. Durch ihn kam ein ganz Neues in die Welt hinein. Innerhalb der Geschichte des Christentums ist es dann nicht anders geworden in diesem Punkte. Das wichtigste Beispiel ist uns die Tat Martin Luthers, der kommen und etwas Neues, Lebendiges bringen mußte. Immer wieder welkt etwas hin, und ein frisches Reis muß aufblühen. Das erleben wir jetzt auf dem Gebiet des Betens. Es will und muß jetzt ein neues Beten kommen, wenn die Menschen das Beten wieder lernen sollen.

Worin besteht denn das Beten, das unter uns im ganzen ausgestorben ist? Das bisherige Gebet ist, neben dem Dankgebet, vor allem ein Bittgebet gewesen. Der Mensch hat in seinen Gebeten seine Wünsche vor Gott gebracht. Das waren Wünsche, die sich auf das äußere Leben, auf Gesundheit und Schutz vor Gefahren bezogen. Das waren Wünsche edelster Art, um Vergebung und Kraft und Frieden. In solchen Gebeten spricht der Mensch zu Gott und stellt es ihm in kindlichem Vertrauen anheim, daß Gott ihn erhören möge.

In dieser Weise beten auch heute noch viele Menschen. Wir wollen ihnen ihre Art des Betens nicht stören. Wer so in kindlichem Vertrauen alles vor seinen himmlischen Vater bringt, für den ist das richtig so und wir ehren seine Art des Betens.

Aber wir bitten ihn, auch die anderen gelten zu lassen, die ein neues Beten suchen. Viele Menschen heute, die ernst und fromm zu sein sich bemühen, können Gott nicht ihre eigenen Anliegen vortragen. Sie meinen, man müsse doch sich den Herrn Christus zum Vorbild nehmen: „Herr, nicht wie ich will, sondern wie du willst." Und man müsse gerade in seinen Gebeten mit der Bitte ernst machen: dein Wille geschehe wie im Himmel droben also auch auf Erden.

Diese Menschen suchen in ihren Gebeten nicht etwas von Gott, nicht Gaben von Gott, sondern sie möchten betend sich von der Gotteswelt, wenn auch nur leise, berühren lassen. Sie sagen: wenn ich bete, dann ist gar nicht die Hauptsache, daß ich Gott anrede, sondern daß Gott mich anredet. Nicht was von mir zu Gott hingeht, sondern was von Gott zu mir kommt, darauf kommt es beim Gebet an. Beim Beten will ich mich Gott auftun, will ich ganz stille in mir werden, damit Gott zu mir sprechen kann.

Wir sagten, wir müßten ein neues Beten lernen. Aber dieses Beten, das wir neu lernen müssen, ist in Wirklichkeit das allerälteste. So haben schon die Frommen in Indien gebetet, haben sich hineingesenkt in die geistig-göttliche Welt. Und Jesus Christus, wenn er auf den Bergen Galiläas in den Sternennächten im Gebet weilte, wie wird er da gebetet haben? Man könnte ja sagen, darüber wissen wir nichts. Und wir sind uns auch bewußt, daß wir nicht von ferne an das heranreichen, was sich da in den heiligsten Stunden des Gottessohnes begeben hat. Aber wenn wir es uns doch annähernd vorstellen wollen, können wir uns da denken, daß der, den aller Weltkreis nie beschloß und der nun in Menschengestalt über unsere Erde ging, daß der da allerlei Bitten vor seinem Vater ausgeschüttet habe? Oder daß er nicht vielmehr seine Seele weit aufgetan hat, so weit, wie kein Mensch das vermag, und hat sich innig verbunden mit der Vaterwelt, aus der er kam und der er die Erde zurückerlösen will. Und das Gebet, das er seinen Jüngern sagte, als er vom Berg des Gebetes zurückkam, das Vaterunser, das ist ja kein Bittgebet in dem äußeren Sinne eines Bittgebetes, das man eben auffagt. Sondern es enthält in jeder „Bitte" eine Welt von erhabener Fülle und Herrlichkeit und kann nur von uns aufgenommen werden, wenn wir unsere Seele ihm öffnen, wenn wir mit wachem Geist in jede Bitte immer wieder hineinlauschen und die Gottesoffenbarung, die in ihr ruht, in uns aufnehmen. Und das Bitten, von dem unser Textwort spricht, ist nicht ein Bitten, das seine Wünsche vor Gott äußert, sondern es ist ein Bitten, das durch die Worte vom Suchen und Anklopfen weiter erläutert wird als ein Sichauftun, ein Sichempfänglichmachen für das, was Gott unserer betenden Seele zu sagen hat.

Nun müssen wir ganz praktisch noch einiges über diese Art des Versenkungsgebetes sagen, das uns helfen kann, es auch auszuüben. Wie mag denn das zugehen, daß wir uns so Gott auftun, daß er zu uns sprechen kann? Gott tritt uns ja allenthalben entgegen. Aber wir können ihn zunächst nicht allenthalben wahrnehmen. Wir suchen ihn zunächst in der Bibel. Wir nehmen einen Spruch oder eine Geschichte und vertiefen uns in sie. Wir denken über sie nach, nicht gefühlsschwelgerisch, sondern ganz klar und nüchtern zunächst. Wir horchen in sie hinein. Wir bringen dabei alle anderen Gedanken in uns zum Schweigen und sind ganz Ohr für das Wort, das wir betrachten. Wir tun das längere Zeit und immer wieder. Auf diese Weise öffnen wir uns dem Gotteswort, das da zu uns sprechen möchte, und nehmen es auf in unser Denken, Fühlen und Wollen.

Dasselbe können wir tun mit jedem frommen Spruch und Lied. Freilich wird das beste das Wort der Bibel sein und in ihr das, was Christus gesagt und getan hat.

Dasselbe können wir tun der N a t u r gegenüber. Man kann sich vor einem Baume betend verhalten. Nicht den Baum anbetend, sondern horchend auf

das Gotteswort, aus dem heraus er geschaffen wurde und das sich in ihm offenbart. Man kann sich in eine Blume versenken und in die Herrlichkeit der Sterne und so den Weg frei machen im eigenen Herzen, daß der Weltenvater uns etwas sage von seiner Schöpferherrlichkeit.

Dasselbe können wir unserem Schicksal gegenüber tun. Alles was uns der himmlische Vater schickt an Freud und Leid, will uns etwas sagen von seiner Weisheit, die uns kennt, und von seiner Liebe, die uns führt, wie es zu unserem Frieden dient. Und das können wir erlauschen, wenn wir betend stille halten und lauschen, was denn der Vater uns zu sagen hat.

Wenn wir uns so bemühen, unser Herz und unsere Gedanken zu einem Tempel zu bereiten, in dessen Stille die himmlische Welt sich uns offenbaren kann, dann werden wir merken, daß es unendlich schwer ist, diese Art des Betens zu üben. Wir merken dann, wie flatterhaft und schwach die Seele des heutigen Menschen zumeist ist. Aber das darf uns nicht entmutigen. Wir müssen dann wirklich bitten und suchen und anklopfen, wir müssen immer und immer wieder unsere Seele still machen und das Lauschen lernen, dann wird uns gegeben und wir finden und es wird uns aufgetan. Auch hier heißt es: Uebung macht den Meister.

Und dann wird man den Segen dieses Betens spüren. Dann fragt man nimmer, ob Gebete erhört werden. Dann erfährt man die Erhörung, die darin besteht, daß man sich im Gebet erfüllt fühlt von Kraft, Freudigkeit, Friede, Verantwortung und Güte. Man spürt dann, wie die Gebetsstunden die Quellorte unseres Lebens sind. Man merkt, wie unsere Seele und unser Geist in diesen Stunden ebenso ernährt werden, wie unser Leib durch die tägliche Nahrung gespeist wird, und daß die Seele darben muß, wenn man ihr nicht regelmäßig ihre Geistspeise durch das Gebet gibt. Dann merkt man, wie sich der Mensch durch das Gebet langsam verwandelt, wie durch das Gebet in uns ein neuer Mensch keimt, der sich im täglichen Leben bewähren will. Man erlebt:

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

Dieses Beten können wir wieder lernen und müssen wir wieder lernen. Es wird eine harte, schwere Arbeit sein. Solche Arbeit ist uns noch ungewohnt. Wir denken, die göttlichen Dinge müssen uns in den Schoß fallen. Das war früher einmal, da hatte die Menschheit noch Paradieseserbe, da konnte Gott noch zu den Seelen sprechen. Aber heute sind die Seelen verschlossen und verfinstert. Heute muß der Mensch sich erst bereiten, muß erst wieder erwachen, damit er sich betend der Vaterwelt öffnen kann. Wir wollen diese Arbeit leisten. Wir wollen uns aufmachen und zu unserem Vater gehen. Wir wollen bitten, suchen, anklopfen. Wir werden dann uns und der Menschheit das Wichtigste zurückerobern, das, wonach wir uns sehnen, ob wir es wissen oder nicht, und das, wovon wir leben und was aller Erde Gesundung bringt.

Wir wollen das Beten wieder lernen. Wir müssen das Beten wieder lernen. Wir können das Beten wieder lernen.

(Mit Erlaubnis des Verlages dem Predigtbuch „Vom gegenwärtigen Christus" entnommen. Erschienen im Heimatglocken-Verlag, Henneberg, herausgegeben von Walther Kalbe. Siehe „Buch und Bild".)

Aussprach:

Zur Verständigung über die Gruppenführung.

In den vergangenen sieben Jahren (seit 1919) zeichnen sich drei Einschnitte in der Führer-Frage ab.

I. Die Zeit des Aufbruchs.

1. Im früheren Vereinsbetrieb haben die geordneten größeren Vereine Helfer herangeschult, denen besondere Arbeitsgebiete anvertraut waren (Sport, Turnen, Bücherei, Musik, Tischspiele, Wanderungen). Die Arbeit wurde gut getan, eine Gemeinschaft im großen Verein kaum erreicht, manchmal sogar durch die „Abteilungen" gestört.

2. Das Leben in der Jugendbewegung drängte die Einzel„arbeit" zur Seite, lebte sich mit jauchzender Freude im neuen Geiste aus, schuf Gruppenleben, zerschlug große „Vereine", hält dabei doch die Gruppen brüderlich zusammen. Die Gruppenleitung war bei einiger Begabung nicht schwer, da alle vom gleichen Geist getragen waren und mancherlei Schriften, aus dem neuen Geist geboren und ihm zur Klarheit helfend, die Nestabende reich machten.

3. In jenen kurzen Jahren haben sich viele die Stellung eines „Führers" allzu schnell zuerkannt. Das Wort wurde seines Inhaltes entleert, soviel Einsicht in die Führerverantwortung auch als Gewinn gebucht werden soll.

4. Die Jungführer der Jugendaufbruchszeit sind bis auf verschwindende Ausnahmen von ihrer Aufgabe zurückgetreten, ihre innere Wahrhaftigkeit zwang sie dazu: Die Nachwachsenden kamen den „Führern" geistig zu nahe (die Führer waren für ihre Aufgabe zu jung); der Führer selbst brauchte Stille für den letzten Abschnitt der Jugendentwicklung (20.—25. Jahr). Die Gruppen lösten sich vielerorts auf.

II. Uebergangszeit.

5. Die Aufbruchszeit hinterließ ein Trümmerfeld. Die einstige Vereinsorganisation war zerschlagen (glücklicherweise!), viele alte treue Vereinsleiter waren beiseite gedrängt, verärgert oder mit dem Mißtrauen belastet, als verstünden sie nicht neue Zeit und neuen Geist. Neue „Führer" waren nicht da. Die nachwachsende Jugend war nicht mehr so leicht zu führen wie die der Aufbruchszeit. Es ist die Zeit des starken Rückganges der Mitgliederzahl des Bundes. Die Zahl der Gruppen nimmt zu, die Zahl der Mitglieder geht zurück. In derselben Zeit wächst die Kraft des Bundes. Der Bund wird mehr und mehr zu einer geistigen Macht. All die jungen Gruppenleiter, die in diesen Jahren ihre Gruppen zusammengehalten haben, haben eine schwere Last getragen. Jetzt aber beobachten wir in diesen nur von Jungführern geleiteten Gruppen ein langsames, aber stetiges Abbröckeln der älter Werdenden.

III. Zeit des Aufbaues.

6. Nach meiner allerdings örtlich begrenzten Beobachtung muß seitens des Bundes von jetzt ab planmäßige Aufbauarbeit einsetzen. Der seelische, geistige und Kulturgewinn der Aufbruchszeit darf nicht verloren gehen. Rückkehr zum Vereinsbetrieb ist ausgeschlossen. Andererseits leidet die Jugend selbst unter der Hilflosigkeit der Uebergangszeit.

7. Die Zersplitterung in viele (kleine) Einzelgruppen setzt das Gewinnen von Nachwuchs bis zur Bedeutungslosigkeit herab. Die 14jährigen selbst empfinden in der kleinen Nestgemeinschaft nicht den tragenden Bund, werden vielmehr in der deutschen Eigenbrötelei bestärkt. Den Einzelgrüpplein sind viele Aufgaben unmöglich, einfach schon, weil es an Geld und Menschen fehlt (Rasenspiel, größere Aufführungen, Turnabende, Freizeiten, größere — verbilligte — Fahrten, Vorträge, Lichtbildabende). — In den Grüppchen geht der Zusammenhang mit der Ortsgemeinde immer mehr verloren. — Die Einzelgruppe steht stets in der Gefahr des Sichselbstgenügens: sie denkt an sich, nicht an die Jugend, die um ihrer eigenen Not willen in unser Bundesleben hineingezogen werden muß. Wie aber will die Einzelgruppe der andrängenden Wucht der Sportvereine und der Kampfverbände ein Gegengewicht bieten! — Einzelgruppen waren für die Aufbruchszeit die rechte Form. Die heutigen 14jährigen sind instinktlos, der Sensation zugänglich; sie übersehen das Einzelgrüpplein.

8. Der neue Zeitabschnitt braucht wieder ältere Jugendführer. Unser Bundesgeist und -wille ist unter Stählins entscheidender Führung so reich gestaltet, daß er strenge geistige Mitarbeit und eigenes Weiterarbeiten und Umsetzen für die Einzelarbeit unter der Jugend von jedem Jugendführer verlangt. Zudem muß die Zusammenfassung der Jugend in größerer Gemeinschaft wieder erstrebt werden. — Der Zusammenhalt mit dem Pfarramt sichert Rückhalt an der Gemeinde und Nachwuchs innerlich vorbereiteter Jugend. — Ein in der Zukunft liegendes Bild zeigt den Jugendführer als einen gereiften Mann der Gemeinde, den Pfarrer nur als Seelsorger und Freund der Jugend und stillen Walter im Jugendkreis.

9. Der größere Gemeinschaftskreis braucht eine ganze Anzahl von Junghelfern, etwa die 19- und 20jährigen. Sie sollen nicht einzelne Gruppen und Nester leiten, sondern für alle da sein. Sie brauchen bestimmte Anleitung und Erziehung in Helferkursen. Sie werden nur etwa 2 Jahre im Dienst stehen, dann kehren sie in die Stille eigenen Reifens zurück. Die Junggruppe hat selbst immer wieder für Nachwuchs von Helfern zu sorgen. Das erzieht zur Selbständigkeit, Tatkraft, Dienstbereitschaft und Zucht. Die einstigen Junghelfer werden später Stützen des Aelterenkreises, weiterhin Führer von Knabengruppen und endlich Jugendführer werden. Paul Roese.

Unser Wollen.

Die nachstehenden Leitsätze sind unter Zugrundelegung eines Entwurfs von Wilhelm Stählin von Heinz Kloppenburg verfaßt und dem Aelterenbund Niedersachsen vorgelegt worden, der sie, soweit wir unterrichtet sind, als richtunggebend sich zu eigen gemacht hat. Schriftltg.

1. Wir fühlen uns als verantwortliche Glieder der deutschen Jugendbewegung und wissen, daß auf unser persönliches Wohlergehen gar nichts, auf die Erfüllung unseres Dienstes an Gemeinde, Heimat, Volk alles ankommt.

2. Darum wollen wir unseren Beruf als Dienst am Volk auffassen und zu erfüllen suchen und jede einzelne Arbeit in treuer Sachlichkeit ausführen.

3. Wir wollen in unserer persönlichen Lebensführung (Ernährung, Kleidung, Wohnung) um die Erfüllung der rechten natürlichen Ordnung ringen und in unserer Umgebung für die Durchsetzung dieser Forderung kämpfen.

4. Wir wollen in wirtschaftlichen Fragen die strengste Verantwortung üben.

5. Wir wollen daran mitarbeiten, daß die rechten Formen der Jugendführung gefunden werden und Erziehungsarbeit in diesem Sinne getan wird.

6. Wir wollen in unserem geselligen Beisammensein nach Formen suchen, die unter Ueberwindung der Betonung der Eigenpersönlichkeit Ausdruck unseres Lebens als eines Dienstes sind.

7. Wir fühlen es als Verpflichtung, mit Leib und Seele für unser Volk einzustehen und da unsere Kräfte einzusetzen, wo wir für die Zukunft unseres Volkes am meisten glauben leisten zu können.

8. Wir wissen, daß unsere Arbeit fruchtbar nur sein kann, wenn wir in strenger Wahrhaftigkeit um den Sinn unseres Lebens und Daseins ringen und unsere Lage vor Gott zum Mittelpunkt unseres Daseins machen.

9. Wo unsere Geschichte uns dazu führt und es uns möglich ist, wollen wir uns der evangelischen Kirchengemeinde unseres Ortes zur Verfügung stellen und mit innerer Anteilnahme und äußerer Mitarbeit ihr helfen, eine wirkliche Gemeinde zu sein.

Als BDJer im Betriebe.

Wir entnehmen den nachstehenden Brief dem Rundbrief der Niedersachsen, weil wir darin ein Stück Bundeswirklichkeit sehen, von dem wir alle, vorab aber auch die Führer, wissen müssen. k. Schriftleitung.

In Hannover auf der Aelterentagung wurde betont, daß wir eine große Verpflichtung gegen unsere proletarischen Brüder hätten. Das ist ja alles ganz schön und gut. Aber wer weiß überhaupt, was es heutzutage bedeutet, als Proletarier Mitglied des BDJ. zu sein? Wer kennt den furchtbaren, fast aussichtslosen Kampf, in dem ein solcher steht — tagtäglich? Ich habe drin gestanden und möchte euch ganz einfach davon erzählen. — Als ich noch in der Lehre war, vor etwa drei Jahren, auf einer größeren Werft, hatte ich einmal folgendes Gespräch mit einigen Gesellen:

Sie: Willst Du nicht in die AJ. eintreten?
Ich: Nee, dat fallt mi gornich in.
Sie: Warum denn nicht?
Ich: Ich bin schon im Bund Deutscher Jugendvereine.
Sie: Was ist denn das für ein Philosophenklub — wohl auch so 'n Stahlhelmklub?

Ich bin dann losgeplatzt und habe ihnen etwas von unserem Wollen erzählt. Zwei oder drei vernünftige Menschen, die sich die Sache anhörten, sagten, da könne man ja nichts dagegen haben. Kaum hatte ich jedoch zufällig erwähnt, daß unser Pastor der Leiter wäre, da wurden auch diese wieder anderer Ansicht und fingen an zu schimpfen: Mit den ganzen Pfaffen haben wir als Arbeiter nichts zu tun. Merk' dir das! Die sind nur für die oberen Zehntausend da. Wir sind ja leider immer noch so dumm und zahlen unsere Kirchensteuern. Ueberhaupt die Kirche — diese Verdummungsanstalt des Volkes —, weg damit! Merkst du denn gar nicht, daß der Pastor euch für die Kirche einfangen will? — Ich versuchte, meine Ansicht zu begründen, aber vergeblich. Ich war ja noch Lehrling. Und von nun an hieß es, wenn ich zur Arbeit kam: „Achtung, Stahlhelm kummt!" Ich hatte mich also verhaßt gemacht, nur weil ich einer BDJ.-Gruppe angehörte. Denkt Euch nun, was das heißt, in dieser Lage als Lehrling arbeiten und ein Handwerk lernen!

Ganz besonders schlimm wurde es nach der Landesverbandstagung. Der Festzug führte uns mitten durch die Arbeiterviertel. Und unglücklicherweise muß ausgerechnet das Lied gesungen werden: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapferer Held . . . !" *) Ich sah schon die finsteren Gesichter meiner Arbeitskollegen, die da vor ihren Türen standen. Als wir am anderen Morgen zur Arbeit kamen, da hagelte es auf uns mit Schimpfworten, die ich nicht wiedergeben kann. Es war eine Qual. In der Mittagspause setzten wir paar Bundesbrüder uns zusammen. Aber das Essen schmeckte uns nicht. Die beiden Jüngsten von uns (Ostern erst aus der Schule ge-

*) Es wäre an der Zeit, daß dieser Schmarren verschwände. Aus Gedankenlosigkeit wird's nur gesungen. Oder will man damit etwas bekennen? oder aufbauen? oder reizen? Schriftleitung.

kommen) weinten: sie sollten von heute ab acht Tage lang mit dem Zehnpfundahammer auf den Amboß schlagen — „als Strafe", und der Tag hatte neun Arbeitsstunden. Sollte ihnen da nicht verzagt zumute werden?

So war es auf dem Arbeitsplatz. Und wie ging es uns in der Werftschule, deren Leiter ein Stahlhelmführer war? Erst suchte er uns zu überreden, daß so ein Pastorenklub doch gar nichts wäre. Und außerdem: „Der Pastor tut nur so. In Wirklichkeit raucht und trinkt und amüsiert er sich auch. Das merken Sie bloß nicht. In den Stahlhelm gehört so ein Kerl wie Sie!" So, nun wußten wir, wohin wir gehörten!! Als er sah, daß seine Ueberredungskünste nichts halfen, versuchte er es anders. So ließ er uns in der Unterrichtsstunde z. B. einmal aufstehen — nur diejenigen, die im BDJ. waren —, machte dazu eine lächelnde Miene und spöttische Bemerkungen. Die ganze Klasse lachte über uns. Wir haben mit zusammengebissenen Zähnen den Hohn ertragen.

Womit haben wir uns getröstet in den kurzen Mittagsstunden? „Freunde, Menschen laßt uns werden, die da stolz im Kampfe stehen, treu und furchtlos, fest verschworen, nie im Alltag aufzugehn!" Wir geben nicht nach. Wir lassen nicht locker. Wir bleiben dem Bunde treu und seinen guten Zielen! — Zugleich kämpften wir darum, nicht bitter zu werden und nicht Haß mit Haß zu vergelten. Den Kopf voll schwerer Gedanken, aber im Herzen die heiße Frage: Wie gewinnen wir das Vertrauen unserer Brüder auf dem Arbeitsplatz? Und wenn an Nestabenden nach frohem Zusammensein das Schlußlied erklang: „Ich habe Lust, im weiten Feld zu kämpfen mit dem Feind, wohl als ein tapfrer Kriegesheld, der's treu und ehrlich meint" — dann wußten **wir**, was das heißt. Die Gesichter wurden ernst. Wir drückten uns die Hand — und dachten an morgen. Hermann Schwoon.

Der Jugendführerinnenkursus in Hamburg.

Wir Jungführerinnen, die wir neben einer Leiterin verantwortlich in der Gruppe mitarbeiten oder aus Mangel an geeigneten reifen Führerinnen schon selbst eine Gruppe führen, haben in den letzten Jahren immer wieder gespürt, daß wir vor lauter Aufgaben und Verantwortung nicht immer zu einer ruhigen, steten eigenen Entwicklung kommen. Wir brauchen auch Führung und Vorbilder, um reifen zu können, ebenso wie die Jüngeren, nur auf anderer Linie. Und abgesehen von diesem Persönlichen brauchen wir Anregung für unsere Gruppenarbeit, denn wir stehen alle im Beruf und haben nur wenig Zeit zur Vorbereitung auf die Gruppenabende.

Auf unser Bitten richtete der Landesverband 1925 zum ersten Male einen Jungführerinnenkurs mit 18 Bundesschwestern ein. Er beschäftigte sich teils mit den ganz praktischen Fragen: „Wie gestalte ich einen Gruppenabend?", „Unser Festefeiern im Bund" usw. Im Anschluß an einen Vortrag von Guardini hier in Hamburg hatten wir eine besonders lebhafte Aussprache über das Thema: „Was ist Bildung?" Der Kursus schloß mit einer gemeinsamen Fahrt mit den Jungführern und einer Aussprache über „Führerziele und Führerverantwortung" unter Bundesleiter Donndorfs Führung.

In diesem Jahre ist es etwas anders im Jungführerinnenkursus. Die monatlichen Zusammenkünfte beginnen mit 10 Minuten Gymnastik, die einesteils auf die Kursusteilnehmerinnen, die aus der Berufsarbeit kommen, erfrischend wirkt, sie aber auch befähigen soll, die einfachen Uebungen in ihrer Gruppe vorzuturnen. Besonders anregend sind die Erfahrungen, die in bezug auf die praktische Gruppenarbeit ausgetauscht werden, z. B. der Fahrtenbetrieb in einer Mädchengruppe, Vorbereitungen für eine größere Fahrt, Nachtfahrt usw. Kenntnisse im Kartenlesen und im Sichzurechtfinden auf dem Fahrplan werden in diesem Teil des Abends erworben. — Zwei Bücher waren bisher für unsere Winterarbeit in diesem Jahre bestimmend. „Auf Marienhoff" von Helene Voigt-Diederichs, in dem sie das Leben und Wirken ihrer Mutter schildert, und die „Briefe und Lebenserinnerungen" von Marianne Wolff, der Witwe Karl Immermanns. Beide Frauen haben uns Großstadtmädchen unendlich viel zu sagen und lehren uns, neben der sorgfältigsten Pflichterfüllung in den kleinsten Dingen des Haushalts oder des Berufs Herz und Augen offenzuhalten für alles Schöne und alles Leid in unserer Umwelt. Eine Stärke und Ruhe geht aus von dem Leben dieser beiden Frauen.

Durch Besprechen wichtiger Beschlüsse und Ereignisse innerhalb unseres Bundes will der Jungführerinnenkursus auch den jüngsten Gruppen die Idee des Bundes übermitteln, und geselliges Beisammensein und gelegentliche Fahrten fördern das Bekanntwerden der Jungführerinnen untereinander. Gertrud Geß.

Aelterentagung.

Die Bundesleitung lädt ein zu einer Aelterentagung in **Hannoversch-Münden** auf **Samstag, den 9. und Sonntag, den 10. Juli.** Diese Aelterentagung soll dem doppelten Zweck dienen, Klarheit über Lage und Aufgabe der aus der Jugendbewegung kommenden Aelteren überhaupt zu verbreiten und für die Stellung der Aelteren in unserem Bund innere Klarheit und feste Ordnung zu schaffen.

Sonnabend nachmittag 5 Uhr: Berichte über die Lage der Aelteren und Aussprache. (Berichterstatter aus verschiedenen Landesverbänden). Aussprache über die Lage der Aelteren im Bund usw.

Sonnabend abend 8 Uhr: Professor Paul Tillich: Gläubiger Realismus.

Sonntag vormittag 8 Uhr: Morgenandacht.

9.30 Uhr: Wir und die sozialistische Jugend (wahrscheinlich Pf. Schafft.)

Sonntag nachmittag ab 2 Uhr: Aussprachen.

Sonntag abend: Theologenaussprache.

Tagungskosten etwa 2.50 Mk.

Es muß vorbehalten bleiben, die Teilnehmerzahl zu beschränken. Anmeldekarten sind nur durch die Landesverbandsleitungen zu erhalten und müssen bis zum 10. Juni an **Heinz Kloppenburg, Göttingen,** Postfach 237 abgesandt sein. — Anfragen ebenfalls an Heinz Kloppenburg.

Bundeswart.

Wir brauchen einen **Bundeswart,** und wir hoffen, im Herbst dieses Jahres einen Bundeswart zu haben. Die Wahl des Mannes für dieses wesentliche Bundesamt beschäftigt uns seit Monaten. Es schweben verschiedene Verhandlungen, die noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt haben. Wir fragen noch einmal, ob irgendwo in unserm Bund eine geeignete Persönlichkeit ist, auf die vielleicht nur aus Unwissenheit das Auge der Bundesleitung noch nicht gefallen ist. Der Bundeswart soll akademisch gebildet sein, weil sonst manche Aufgaben nicht so von ihm gelöst werden können, wie es notwendig ist; doch mag es auch einen Nicht-Akademiker geben, der sich als der rechte Mann erweist; vor allem muß es keineswegs ein Theologe sein. Der Bundeswart muß mit dem Leben des Bundes völlig vertraut sein und muß Freudigkeit und Fähigkeit dazu haben, auf vielen Reisen und in viel persönlichen Berührungen dem Leben des Bundes zu dienen. Wer die Bundesleitung auf eine geeignete Persönlichkeit hinweisen kann, erwirbt sich ein Verdienst um den Bund. **Die Bundesleitung.**

Zeitspiegel.

„Erkennen und Handeln" ist nicht dasselbe, darum sollen die Handelnden Wissende und die Forschenden Handelnde sein.

Die Pestalozzitage sind vorbei, vielleicht hört man darum ein paar Worte über ihn mit wachen Ohren. Er hat eine Schrift geschrieben über „Gesetzgebung und Kindermord". Seine These lautet: Die modernen Staaten zeigen durch den Charakter ihrer Gesetzgebung und Rechtspflege, daß sie noch nicht begriffen haben, wozu sie da sind. Sie bestrafen die Verbrechen, aber sie bemerken nicht, daß sie selber mit schuld sind, daß die Verbrechen begangen werden. Der Staat darf nur bestrafen, was er zuvor mit allen Mitteln der Erziehung zu verhindern versucht hat. Er bestraft die Verzweiflungstat der unehelichen Mutter. Was hat er getan, um ihr die Ehe zu ermöglichen? Um dem Verführer das Bewußtsein der Verantwortung einzupflanzen? Um durch Schutz des Familienlebens die Jugend zur Schamhaftigkeit zu erziehen? Die Gesellschaft, d. h. die gebildeten Stände, sitzen zu Gericht über die Niederen, ohne ihnen in Sittlichkeit ein Vorbild zu sein. Es mangelt der Staatsgesetzgebung an festem,

einfachem, bildendem Einfluß auf die häusliche Tugend der Nation. Das ist die eigentliche tiefste Ursache der Verbrechen. „Alles, was von nahe und von ferne das Hausglück des Volkes untergräbt und zerstört, befördert nahe oder ferne den Kindermord, und alles, was nah oder ferne das Hausglück des Menschen sichert, in Ordnung bringt und in Ordnung hält, verhütet ebenso nahe oder ferne den Kindermord." Gesetzgebung und Rechtspflege müssen staatspädagogische Angelegenheiten sein. Schulerziehung und Gesetzgebung müssen auf den Generalnenner der Nationalerziehung gebracht werden. Das Böse kann nicht vertilgt werden, indem man es an den Pranger stellt und die Nichttäter sich sittlich und unschuldig dünken dürfen, sondern nur auf dem Wege der Durchdringung des Ganzen mit hohen sittlichen Zielen der Erziehung zur Verantwortlichkeit. Der Todfeind des Erziehungsgedankens ist: Böses mit Bösem zu vergelten. — Rousseau wollte „zurück zur Natur", Pestalozzi wollte vorwärts zur Kultur. Rousseau lehrte die Wiedergewinnung des verlorenen Paradieses der natürlichen Unschuld, Pestalozzi lehrte die Verwirklichung der Volkserziehung auf der Grundlage der natürlichen Reinheit und Sittlichkeit der Familie.

Wir kennen Pestalozzi als den Menschen der unendlichen Liebe. Aber es wäre unrichtig, sich diese Liebesgesinnung als Empfindsamkeit vorzustellen, sein Enthusiasmus als schwärmerisches Fühlen. Er, der nicht essen konnte, solange eins der Kleinen hungerte, der jede Regung ihrer zarten Seelen mitempfand, als wäre er Vater und Mutter zugleich, er war ein Charakter von hartem, unbeugsamem Willen und ein Intellekt von klarstem und bestimmtestem Denken. Die Tragik seines Lebens, das Scheitern seiner Unternehmungen, die Zerwürfnisse mit seinen Mitarbeitern — all das kommt nicht daher, daß er der ungeschickte, versonnene, ideale Schwärmer war, es kommt letztlich daher, daß sein geniales pädagogisches Denken prophetisch seiner Zeit weit voraus eilte, und daß sein unbeugsamer Wille zum Guten nicht verstanden wurde, weil er so groß war. (Bad. Schulzeitung 13/27.)

Das „Mutige Christentum" erscheint wieder, nunmehr als Wochenblatt und kann auf der Post bestellt werden. Georg Flemmig finden wir als Mitarbeiter. Wir möchten unsere Freunde auf das Blatt aufmerksam machen. Wir entnehmen ihm heute einige Gedanken:

Salz und Licht sollen nach Jesu Wort in seiner Bergrede seine Leute sein. Wohl gemerkt: Sie selbst! nicht ihre Worte nur. So bequem macht der Meister den Jüngern das Leben nicht. Salz wirkt, indem es vergeht. Ein Licht leuchtet, indem es sich verzehrt. Fürwahr eine schwere Aufgabe. Er durfte sie stellen, denn er hat sich ihr auch hingegeben bis zum letzten Rest. Nun aber weiter denken bitte! Man salzt, was schmecken und nicht faulen soll. Man erhellt, was dunkel ist. Wo also etwas faul und dunkel ist, darf angenommen werden, daß Jesu Leute fehlen. Folgt daraus aber nicht, daß sie gerade da vor allem zu finden sein sollten, wo sie nicht sind?

Johann Jakob Schweißmüller, „alt Kupferstecher", schließt seinen Brief an seinen Neffen Eugen, der ihm als Pfarrer zu radikal ist, weil er den Leuten unverhohlen ins Gesicht sagt, was man sonst nur denken dürfe oder beim Stammtisch sage, wenn der andere nicht dabei ist, folgendermaßen: „Ich wiederhole, was ich immer sage: so ein wenig Religion ist recht und gut, und die ganze Familie Schweißmüller hat gewiß auch immer Religion gehabt. Aber alles in den richtigen Grenzen. Man soll nichts übertreiben, und die Religion am allerwenigsten. Was über den Hausgebrauch geht, ist zu viel. Nun hoffe ich, du erinnerst dich an das, was die Familie Schweißmüller unter allen Leuten gern gesehen und beliebt machte, und du kommst zu dir selber und werdest, wenn auch langsam, so doch stetig, ein toleranter und weitblickender, ein fortschrittlich gesinnter und normaler Bürger, wie wir es alle seit Jahrzehnten gewesen sind."

Das beste Bankenjahr — so überschreibt die „Vossische Zeitung" einen Artikel über die Geschäftsabschlüsse der Großbanken. Er beginnt: „Die deutschen Großbanken haben ein Jahr hinter sich, das in seinen Erträgnissen in der deutschen Bankgeschichte einzig dasteht." Der „Aufwärts" von Bethel schreibt: „Kein Wunder, daß die völlig auf Kosten der ärmeren Schichten des Volkes durchgeführte Kapitalsneubildung in Unternehmershänden im verflossenen Jahre auf 7—8 Milliarden Mark geschätzt wird" — und „in dieser Geldflüssigkeit steckten viele vorenthaltene Arbeitslöhne und -gehälter".

Werk und Aufgabe

Vom Spiel.

Wüßte man nicht aus dem Leben der Gruppen und der Landesverbände, wie groß das Bedürfnis ist, bei allen nur möglichen Veranstaltungen vom Gemeindeabend bis zum Treffen im Spiel seinen Ernst und seine Freude gestaltend zu steigern, und wie sehr man mit tauglichen und untauglichen Mitteln dies Bedürfnis zu befriedigen sucht, die Blätter unseres Bundes, aber auch die mir unter die Augen gekommenen Blätter anderer Bünde und Verbände erzählen nicht allzuviel von dem, was auf diesem Gebiete der Arbeit geleistet worden ist, um daraus zu lernen und neue Wege zu weisen. Vielleicht ist auch die Mahnung nicht unangebracht, ja nötig, die wir in einem Aufsatz der „Weiblichen Jugend" 1926, Nr. 8 lesen: nicht immer alles in der Oeffentlichkeit sich abspielen zu lassen, weil nur zu leicht der Geist der Eitelkeit, des Gesehen-und-Bewundert-sein-Wollens groß gezüchtet wird. Es muß nicht bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit unbedingt gespielt werden. Lieber ein Treffen, ein Gemeindeabend in rechter Bescheidung und Erkenntnis der Unmöglichkeit ohne Spiel als aus diesem Ungeist heraus eine Aufführung, die nicht nur in bezug auf Inhalt und Form kitschig und schlecht ist, sondern weit mehr Schaden tut an der Seele. Es wird immer noch zuviel Theater gemacht und noch zu wenig Spiel gestaltet aus innersten Kräften. Und das so dankbar zu begrüßende Erscheinen immer neuer guter Spiele, vor allem in der Sammlung der „Münchener Laienspiele" bei Kaiser, München, im Verlag des Bühnenvolksbundes und im Neuwerk-Verlag, auf die an anderer Stelle ausführlicher hingewiesen werden soll, birgt die große Gefahr, die freilich nicht zu vermeiden ist, daß unreife, unfertige Gruppen damit nun „Theater" spielen, weil es Mode geworden ist, über die alten und neuen Auch-Jugendspiel-Verleger die Nase zu rümpfen und nur noch in Münchener Laienspielen und solchen des Bühnenvolksbundes zu „machen". Ich bitte, ja mich nicht falsch zu verstehen. Es wird, nicht nur etwa in unserem Bund, immer nötig sein, daß ernste Führerverantwortlichkeit prüft, ob eine Gruppe auch wirklich reif ist, eines dieser genannten Spiele zu gestalten. Pastörliche Freude, mit einem reichen Programm wieder einmal die Gemeinde unterhalten zu können, darf niemals ausschlaggebend sein, sondern einzig und allein die innere und äußere Reife, der ernste, nicht zu dämmende Gestaltungswille, der mit dem Spiel ringt und es zwingt, der vom Inhalt des Spiels gesegnet andere damit zu segnen nicht lassen kann. Daß von solchen Spielen geradezu Segensströme ausgehen können, niemand wird das bezweifeln. Der „Christophorus" von Otto Bruder, der auf einem Gautreffen der Westfalen — „Der Bund im Westen" 1927, 2 — und das „Marienkind" von Uebelacker, das in Schlesien — „Ostland" 1927, 3 — gespielt worden ist, gehört zu diesen Spielen.

Daß die Notwendigkeit ernster Arbeit in immer weiteren Kreisen erkannt wird, davon zeugen die Lehrgänge, die hie und da in Verbindung von Musik und Spiel gehalten werden; vom Bühnenvolksbund, von der Arbeiterjugend — „Der Führer" 1926, 10; hier wird besonders vom Sprechchor geschrieben, der ja besonders in diesem Verband geübt wird, erprobt ist —, im

Landesverband Schlesien — „Ostland“ 1927, 2; der für Heft 3 angekündigte Arbeitsbericht ist noch nicht erschienen — und unser Bundeslehrgang in Großbodungen, über den in der „Treue“ wie in „Unser Bund“ ja ausführlich berichtet worden ist. Solche Lehrgänge in den Landesverbänden zu halten, ist nur zu raten; ob für Musik und Spiel, ist uns noch fraglich; jedenfalls kann beides verbunden werden, wenn die Leiter des Lehrganges ganz einig sind. Das Arbeitsgebiet umfaßt alles, was für das Spiel wichtig und notwendig ist: von der Gymnastik, dem Atmen und Sprechen angefangen bis zum Bühnenbau und der Anfertigung von Kostümen, worüber im „Ostland“ 1926, 6 Else Hennecke fein plaudert. Was mir aber das Wichtigste zu sein scheint, ist eine gemeinsame religiöse Grundlage, die, nachdem sie grundsätzlich an den Anfang gestellt ist, Tag für Tag in den Morgenfeiern aufklingt und jedem sein Gewicht gibt. Das Technische versteht sich auch da meistens von selbst, wächst aus der gemeinsamen Arbeit heraus, wenn auch gewiß fachmännische, sachkundige Einführung nicht zu entbehren ist.

Eine große Hilfe für die Spielarbeit bedeuten die „Blätter für Laien- und Jugendspiel“, die der Bühnenvolksbund herausgibt, dem wir überhaupt großen Dank schulden. Laßt uns seine Arbeit unterstützen, indem wir seine Blätter halten und Mitglied werden. Für 6 Mk. Jahresbeitrag erhält man außer den Spielvergünstigungen 1927 einen Jahresband über den Tanz und einen Roman von Otto Brües. Schon in meinem ersten Bericht habe ich auf die Sonderhefte „Lustspiel“ und „Heldenspiel“ hingewiesen; inzwischen sind neu erschienen: das „Schulspiel“, das ja auch unsere Arbeit berührt — Kückengruppen — und „das religiöse Spiel“, das unser ureigenstes Gebiet sein und werden müßte. Auf den reichen Inhalt einzugehen, ist hier nicht der Platz; genannt sei nur: Karl Bernhard Ritter: Evangelisches religiöses Spiel und die Verwendung des Sprechchores im evangelischen Gottesdienst; Günther: Laienspiel in evangelischen Gemeinden und Schreyer: Vom Sinn des Mysterienspiels. Der Bühnenvolksbund, über den im Zusammenhang mit seiner Reichstagung in Mainz 1926 in dieser Zeitschrift noch geschrieben werden soll, wächst sich immer mehr zu der Organisation aus, die die Jugend- und Laienspiel-Bewegung trägt. So plant er im Rahmen der Magdeburger Theaterausstellung, die von Mitte Mai bis Ende August 1927 läuft, am 7. August einen Reichsjugendtag, für den fachmännische Führungen durch die Ausstellung vorgesehen sind, mehr noch die Darstellung wertvoller Spiele durch musterhafte Spielscharen und Aussprachen. Die Landesverbandsleiter bitte ich jetzt schon, die Spielgruppen darauf aufmerksam zu machen; es können solchen Gruppen, wenn sie in Magdeburg spielen wollen (vorausgesetzt, daß sie es können!) vom Bühnenvolksbund Reisezuschüsse gewährt werden; aber abgesehen davon, wollen wir vom Bund aus auf diesem Reichsjugendtag nicht fehlen.

Wenn ich nun noch für die Arbeit in den Gruppen etwas sagen soll, so möchte ich auf eins hinweisen, was in dem obengenannten Aufsatz der „Weiblichen Jugend“, aber auch gelegentlich im „Ostland“ erwähnt und empfohlen wird: das Lesen mit verteilten Rollen. Das kann ganz gewiß zum Zeitvertreib gebildeter höherer Töchter, die einen Schwarm fürs Theater haben, herabsinken, und zu Quälereien werden, da, wo man nicht flüssig lesen und sprechen kann; aber da, wo rechte Führung ist, die keine Schlamperei duldet, wird nur Gutes herauskommen. Das „Jugendland“ 1926, 9/10, bringt ein Heldenspiel:

Kaiser Karls Knappe, das die Reichspfadfinder auf einem Gauabend in Berlin gespielt haben. Solche Spiele müssen aus der Beschäftigung mit der Heldensage in der Jüngerenarbeit herauswachsen und werden es auch; das Stegreifspiel wird gute Vorarbeit sein. Für dieses Spiel ist vor allem im Zeltlager Raum: Räuber, Indianer, Ritter, Bauern, hier sind die Personen! Greift zu! Ich hoffe in den Zeltlagerberichten darüber zu lesen.

Und dann der Jahreslauf. Wir beschäftigen uns als deutsche Jugend mit Volkssitten und -brauch! Wir wollen sie zum Leben wecken. In der herrlichen Sammlung „Deutsche Volkheit", Diederichs, Jena, sind nun in 2 Bänden die „Hallischen Jahreslaufspiele" aus altem Gute der Gegenwart hingestellt von Professor Hans Hahne erschienen, die ich dringend zu lesen und zu spielen empfehle nach der Weisung des Herausgebers: „Wem's gehört, der nehme! — Hände weg die anderen!" Es handelt sich um folgende Spiele: Vorfrühling, Karneval-Fasenacht, Ostern, Mai (= 1. Band) und Mitsommer-Sonnenwende, Herbst-Ende, Jahresende, Mittwinter, dazu ein kleines Frühlingsspiel und ein Vor-Frühlingsspiel für Kinder (= 2. Band). Dazu noch einige andere Spiele: Offa, ein Frühlingsspiel von Ingeborg Andresen, Nordmark-Verlag, Tondern und Niebüll; Lisa Tetzner: Siebenschön, eine sommerliches Liebesspiel; Hans Kraus: Lilofee, ein Herbstspiel, beide aus den „Münchener Laienspielen", Kaiser, München *); für die Sonnenwende Otto Bruder: Der Herold, ein Feuerspiel und von demselben der schon erwähnte „Christophorus", beide aus dem Neuwerk-Verlag, Schlüchtern. Wo eine Gruppe sich etwa die „Pflanzenmärchen und -sagen" von A. Usteri erarbeitet hat, mag sie sich überlegen, ob sie es nicht einmal mit desselben Verfassers liebenswürdigem launigen Blumenmärchenspiel „Lilie und Rose" im Mittsommer versuchen will. — Das sind einige Spiele, die für den Jahreslauf bestimmt sind.

Zum Schluß sei nur noch ein Buch genannt, auch auf die Gefahr hin, mit Steinen beworfen zu werden; wer so voreingenommen ist, daß er es ablehnt, ohne es zu kennen, braucht nicht weiterzulesen; er darf aber auch nicht den Bund verantwortlich machen; wer aber ohne Scheuklappen arbeitet, der mag sich einmal vertiefen in Rudolf Steiner: Sprachgestaltung und Dramatische Kunst, Philosophisch-anthroposophischer Verlag, Dornach. Wer Haaß-Berkow gesehen und erlebt hat, weiß, daß in diesem Buche etwas zu lernen ist, auch für unser Spiel. Rudolf Nenninger.

Arbeitslager in Hermannsburg.

Im Ostermond weilte ich drei Wochen als Gast im Lager des Bundes der Wandervögel und Pfadfinder zu Hermannsburg (Heide). Ich habe dort vieles gesehen und manches gelernt, das sich vielleicht auch für unseren Bund fruchtbar machen läßt. Ich versuche zunächst über den Lagergedanken allgemein einiges zu sagen. Der Gedanke des Arbeitslagers liegt in der gleichen Richtung wie die Forderung der Arbeitsdienstpflicht: Körperliche Arbeit als Grundlage; in der freien Zeit geistige Weiterbildung; das Ganze hineingestellt in den großen Zusammenhang des Staates, der ihm erst seinen letzten Sinn verleiht. So etwa könnte man den Lagergedanken formulieren. Bei der Durchführung jedoch ergeben sich Schwierigkeiten, die auch in der Schlußkritik des Hermannsburger Lagers zutage treten: Wohl stand körperliche Arbeit voran. Aber das

*) Vergleiche die ausführliche Besprechung im gleichen Heft.

Geistige sollte nicht zurückstehen. Es drängte zur Gleichberechtigung. Dadurch wurden die Teilnehmer des Lagers überlastet, ermüdet. Wie knapp die Zeit war, wird in der praktischen Seite des Berichts noch hervortreten. Jedenfalls war der Gesamtzustand nicht vorteilhaft, da das Lagerleben sich leicht zum „Betrieb" auswuchs. Um diesen Fehler in Zukunft abzustellen, dachte man an zwei Lagertypen, die sich eventuell aneinander anschließen können, aber nie gleichzeitig sein dürfen: Lager mit körperlicher Arbeit im Mittelpunkt. Gesondert, oder als Fortsetzung nach Abschluß des ersten Lagers ein solches von rein geistiger Arbeit. Die Teilnehmer beider Lager müßten also dieselben sein. Gesamtdauer mindestens drei Wochen. Das erste Lager (oder der erste Lagerteil, wenn wir beide zusammenfassen wollen) hätte im Vordergrund: Strenge körperliche Arbeit, etwa Roden, Urbarmachen eines Heidestreifens, straffste Zucht, gerade in Kleinigkeiten. Daneben Geistiges, aber unzusammenhängend, in lockerer Form. Wenig Vorträge. Höchstens eine Arbeitsgemeinschaft. Besser: Gestaltung eines Spiels, gemeinsames Zeichnen und tägliche Chorstunde. Dauer: 14 Tage. In dieser Zeit ist sicher ein ziemlicher Zusammenschluß der Lagerteilnehmer erfolgt, so daß mit Fruchtbarkeit für die letzten acht Tage der zweite Lagerteil angeschlossen werden kann. Ernste Geistesarbeit im Mittelpunkt, vielleicht nur ein Thema, ganz gründlich behandelt; etwa an Hand eines Buches, das jeder Teilnehmer vor dem Lager zum mindesten durchgelesen hat. Jedenfalls: Beschränkung, Gründlichkeit. Als Gegengewicht gegen das Geistige: Sport und Spiel.

Das Lagerleben selbst stelle ich am besten am Tagesplan dar: ½6 Uhr Wecken, bis 6 Uhr Gymnastik. Dann Waschen und Frühstück. ½7 Uhr Abmarsch auf die Heide zur Arbeit. Rückkehr ½2 Uhr. Mittagessen 2 Uhr. Dann strenge Bettruhe bis ¼4 Uhr. Von da ab setzte die geistige Arbeit ein, die sich — von der kurzen Pause des Abendessens abgesehen— bis ½10 Uhr hinzog. Schon diese Aufzählung zeigt die Ueberfättigung. Sehr viel Persönliches fiel diesen hohen Anforderungen zum Opfer. Private Dinge mußten durchweg während der Zeit der Bettruhe erledigt werden. Abends war natürlich die Müdigkeit so groß, daß ein ernstes Arbeiten fast unmöglich wurde. Diese Hast und Vielgeschäftigkeit schlug dann leider zum Teil auf die Feierstunden über, was ich sehr bedauerte.

Doch genug der Kritik. Gegen das Positive, was mir das Lager mitgab, ist dieser negative Teil gering. Wenn ich ihn hier besonders betone, so geschieht dies nur zur Warnung vor dem Allzuvielen, für den Fall, daß wir vom Bund aus ein solches Lager zu gestalten hätten. Zurück zum Tagesplan: von ¼4 bis 5 Uhr (nicht jeden Tag, zirka dreimal die Woche) zwei gleichzeitige Arbeitsgemeinschaften, wahlfrei: eine weltpolitische und eine musiktheoretische. Von 5 bis ½7 Uhr des öfteren Chorstunde für alle. Im kleineren Kreis Sprechchor, Chorstunde für Fortgeschrittene, Instrumentalspiel, Schwertertanz. Für alle endlich, ebenfalls des öfteren in der Woche: chorische Bewegungen, Männertänze kultischer Art, engl. Tradition, Gestalten eines Spiels. Abends von ½8 bis ½10 Uhr Vorträge im Sinne des Lagergedankens. Im Anschluß an die altenglischen Männer- und Schwertertänze Aussprache über Tanzformen: der objektiv-kultische Tanz im Gegensatz zum subjektiven Ausdruckstanz unserer Tage. Ueberhaupt war dies ein wesentlicher Bestandteil des Lagerlebens: Das Suchen und Tasten nach großen objektiven Formen, sei's in der Sprache, sei's in der alten Musik, sei's im altüberlieferten Tanz. Ich muß

sagen, daß ich hier auf ein Neues stieß, das unser Bund mir noch nicht zeigte: dieses tiefinnerliche Ringen um große, heilige Urform, der sich der Einzelne bedingungslos unterordnet. Dieses Lauschen auf das Wesenhafte in den objektiven Zusammenhängen, in die einzudringen ein Verzicht auf jede individuelle Regung bedeutet. Dies alles unter dem männlichen Entschluß, von der Jugendbewegung her sich zu entwickeln zur jungen Generation unseres Volkes. Ich glaube, daß dieses bewußte Sichstellen unter die Momente des Volkhaften, wie sie in Sprache und Musik dem demütigen Lauscher sich offenbaren, wirklich der rechte Ansatzpunkt zur Erneuerung ist. Erich Leinert.

Nachwort: Dieser Bericht ist von mir erbeten, weil ich glaube, daß mit diesem „Arbeitslager" ein neuer und sehr zukunftskräftiger Weg beschritten ist. Der Verfasser knüpft an seinen Bericht die Hoffnung und den Wunsch, es möchte ungesäumt in unserem Bund die Frage geprüft werden, ob und in welcher Weise im kommenden Frühjahr ein ähnliches Lager für unseren Bund verwirklicht werden könnte. Obwohl ich nicht glaube, daß diese Form von uns einfach übernommen werden kann, so bitte ich doch, ernstlich zu überlegen, ob wir nicht ein solches Arbeitslager mindestens für einen Teil unserer männlichen Jugend brauchen, wie unser Bundeslager aussehen müßte, und wie sich das in dem geplanten Bundes-Zeltlager und auf dem nächstjährigen Bundestag auswirken muß. Wilhelm Stählin.

„Der Knappe",

die neue Zeitschrift, die gemeinsam mit anderen Bünden auch für die 12—15 jährigen unseres Bundes herausgegeben wird. Die Jugendgruppen haben die erste Nummer erhalten und haben hoffentlich die zweite und dritte Nummer längst bestellt. Heft 2 (Mai) bringt eine lehrreiche Anleitung für die richtige Fahrt und ein lustiges Fahrtenabenteuer. Ihr Aelteren sorgt dafür, daß in allen Jungensgruppen von allen Mitgliedern „Der Knappe" bestellt und gelesen wird. Bestellungen an den **Pfadverlag, Dresden-A.,** Kaulbachstraße 7. Die Bundesleitung.

Buch und Bild.

Der Herold, ein Feuerspiel von Otto Bruder. Neuwerkverlag Schlüchtern 1926. Das Spiel enthält die Verkündigung der Geburt des Johannes und dann etwas unvermittelt daneben die Predigt des Täufers und seinen Kampf mit dem Versucher; ist gedacht bei Sonnwend vor dem Entzünden des Holzstoßes; stellt das Sonnwendfeuer bewußt in den Zusammenhang der Christuserwartung; kann gewiß dazu helfen, diesen Sinn, wo er gläubig lebendig ist, eindrucksvoll auszusprechen. W. Stählin.

„Vom gegenwärtigen Christus", ein Predigtbuch von Walther Kalbe, herausgegeben im Heimatglockenverlag Henneberg (Thüringen), 158 Seiten, Ganzleinen gebunden 7.— Mk.

Ich habe das Buch mit Freude und Gewinn gelesen. Es setzt ein an der Not, die offen zutage liegt: „Das bedeutet meinen Leib", kann uns nicht mehr genügen, bedeutet keine Kraft, wir brauchen eine unmittelbare Verbindung mit dem Ewigen, wir brauchen den „gegenwärtigen Christus". Das ist wirklich das einzige große Thema des Buches, zu dem führt es hin. Himmelswelt neigt sich zur Erde, Erde richtet sich himmelwärts. Erdenzeit und Ewigkeit sind nicht Ebenen mit unendlichem Abstande, sie sind in- und nebeneinander. Das Eingebettetsein in die Ewigkeitswelt macht aber nicht weltfremd, sondern stellt das ganze Leben unter höchste Verantwortung und höchstes Gericht. Das ist hier kraftvoll und notwendend gesagt. Gewiß merke ich auch als Laie, was der Fachmann anthroposofisch nennt, aber das ist kein Werturteil. Was meiner Seele Brot sein kann, das darf sie in Freiheit annehmen. Nicht alles ist mir solches Brot, wie es auch nicht jede Predigt ist. Aber ich lasse das stehen und freue mich am andern. Man darf sagen, das Buch will nicht Anthroposophie predigen, sondern Christus, trotz des Drahtverhaues von Vor-

und Nachwort, der leider manchem den Zugang verbauen wird. Es fragt sich, ob das Bekenntnis der Verfasser zur Anthroposophie eine so notwendige Ehrlichkeit ist, wie sie betonen — die Predigt „Vom Beten" möchte nachdrücklich auf das Buch hinweisen, das für alle, Freunde wie Gegner der A. ein Maßstab des Wollens und der Kritik sein sollte. Dann sind die „Gegensätze" sicher zu ertragen. Jörg Erb.

Feierabende von A. Heinen. Volksvereinsverlag M.-Gladbach. 231 S.

Von alltäglichen Dingen von A. Heinen. Ebenda. 353 S., 2 RM.

Jungbauer erwache! von A. Heinen. Ebenda. 384 S., 2 RM.

Drei Bücher aus der langen Schriftenreihe des bekannten rheinischen Volkserziehers. Es gibt heuer nicht viele Menschen, die so wie Heinen aus der Seele des Volkes, vor allem des Landvolkes, heraus zu reden vermögen. Er spricht wie einer, der Vollmacht hat. Ohne zu theoretisieren oder zu moralisieren stellt er den Leser in eine ganz lebendige Situation hinein und strömt dann erzählend seine Herzenswärme über ihn aus, oft auch mit einem Einschlag von herzlichem Humor.

Die „Feierabende" mit ihren 45 Themen sind entstanden aus einer Arbeitsgemeinschaft des Verfassers mit einem kleinen Kreis werktätiger junger Männer, die sich allwöchentlich bei ihm zu einer „Abendplauderei" zusammenfanden, um sich von ihm in die wichtigsten Lebensfragen einführen zu lassen. Sie umfassen in ihrer ersten Hälfte den Lebenskreis der Familie, in der zweiten die bürgerliche Gemeinschaft und das Volkstum. Den Leitern von Gruppenabenden seien sie zur eigenen Anregung besonders empfohlen.

Die beiden anderen Bändchen enthalten kurze Skizzen, die von ganz praktischen Gesichtspunkten aus auf das Wesentliche des Lebens führen und als solche gerade jungen Menschen, Mädchen wie Burschen, freundliche Wegweiser sein können. Man spürt schon etwas wie Freude, wenn man nur das Inhaltsverzeichnis durchsieht: Vom Geheimnis des Lebens, Vom Weibe, Hausgenossen, Bildungsgut, Vom Beruf, Vom sozialen Menschen, Volk und Religion, Vom Ringen um die Freiheit usw. Besonders wohltuend berührt in allen diesen Betrachtungen, daß das katholisch-konfessionelle Moment ganz im Hintergrunde bleibt.

„Jungbauer erwache" ist auf das Dorf und auf bäuerliche Verhältnisse abgestimmt. Hier gibt es kräftiges Vollkornbrot: Aus alter Zeit, Vom Dorffest, Vom Handwerk im Dorfe, Vom Freien, Die Nachbarschaft, Der junge Lehrer im Dorf, Bauer und Landwirt, Vom Feierabend. Ganz köstlich und herzerfrischend: Wenn die Stadt aufs Land kommt — um nur einiges aus dem Inhalt zu nennen. Man kann das alles nicht beschreiben. Greift zu und lest selber. Ihr werdet eure Freude daran haben. Besonders die Aelteren im Bund, die auf dem Lande leben, oder die ihr Beruf aufs Land führt, seien auf diese billigen, guten Büchlein aufmerksam gemacht. Klaer.

Die Ecke.

Hier die Fortführung der geschichtlichen Abhandlung in einem Zug. Der Stoff ist ja so spannend und fesselnd, daß nicht zu fürchten ist, daß man damit jemand zu viel zumutet. Wir haben nun noch zwei Stücke zu bringen. Unser Blatt darf es sich hoch anrechnen, daß es diese Arbeiten im Erstdruck bringen konnte. Wir danken Walther Classen, daß er uns diese Arbeiten geschenkt hat. Zugleich möchten wir wieder einmal auf sein großes Geschichtswerk hinweisen, zu dem unsere Arbeiten in gewissem Sinne die Fortsetzung bilden: Das Werden des Deutschen Volkes (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), das uns zur Besprechung vorliegt und auf das wir in einem der nächsten Hefte noch zu sprechen kommen. — Die beiden anderen Stücke sind nicht minder sachlich und real. Darum ist es gut, daß dann ein Wort der Vertiefung folgt, das in seiner Schlichtheit allen etwas zu sagen hat und manch einem, so hoffen wir, auch eine Hilfe ist. — Paul Roeses Wort knüpft an das Aelterenheft an. Es ist auffallend, wie sich verschiedene Stimmen zu einem Ruf vereinigen, ohne daß vorher Fühlung genommen worden wäre. — Dem Spiel soll im Laufe des Jahres noch ein besonderes Heft dienen, das dann auch von der Reichstagung des Bühnenvolksbundes in Magdeburg berichten soll. — Das kommende Heft wird zur Konkordatsfrage einige Bemerkungen bringen, und wenn möglich die Leitsätze für unsere Tagung in Münden, auf die hiermit mit Nachdruck hingewiesen sei. Der Theologenrundbrief, von dem eine neue Folge erschienen ist, kann durch Heinz Kloppenburg, Göttingen, Postfach 237, bezogen werden. Schriftleitung.

Knevels, Brücken zum Ewigen, 270 S. lein., Mk. 5.50, bei Wollermann, Braunschweig.

Die religiöse Lyrik der modernen Dichtung will dies Buch sammeln. Es birgt eine reiche Ernte. Freilich ist's nicht in erster Linie ein Erbauungsbuch, sondern will nur einmal aufzeigen, was an Religiösem in der modernen Lyrik aufbricht. Mit bewundernswerter Liebe hat sich der Herausgeber in den Stoff versenkt, um die verborgenen Klänge zu erlauschen. Denn ach so viele können nur von ferne, sehr ferne mit ihren Worten herankommen an das Leben. Und doch stimmt es sicher: „Nicht alles, was religiös klingt, ist wirklich religiös; und manches, was zunächst gar nicht religiös erscheint, ist es doch. Viele sagen „Gott" — und meinen ihn gar nicht; viele nennen seinen Namen nicht — und meinen ihn." So ist das Buch ein Führer und eine Anweisung zum Erfassen jüngster Lyrik. Man muß still halten und sich fragen: wo klingt der Ton, um deswillen das Gedicht hier steht? — So vieles ist ein Stammeln, ein Ahnen von ferne, ein Rufen und Suchen nach dem Ewigen. Hungrig suchen wir nach einem, der sieghaft und liedhaft uns singe vom Ewigen, daß wir mitsingen könnten. Welcher Unterschied zwischen dieser Zeit und der Geburtszeit unseres Kirchenliedes! Aber ein Licht der Hoffnung ist diese Sammlung doch; es ist ein starker Ruf nach dem Ewigen, der aus diesen 100 Dichterstimmen klingt; es kann für manchen wohl eine Brücke zum Ewigen sein.

Deutsche Balladen bei Reclam, Leipzig. 180 Seiten, gebunden, 1.20 Mk.
Dieses Bändchen birgt einen köstlichen Schatz an deutschem Sprachgut, das wert, daß wir es uns zu eigen machen. Ueber 100 Balladen in guter Auswahl: Von Liebe und Treue, von Kampf und Frieden, aus dem Buch der Geschichte, von Schuld und Sühne. Das billige Büchlein sollte man sich nicht entgehen lassen. **Erb.**

Zur Besprechung eingehende Bücher

werden nach Titel, Verlag, Umfang und Preis hier angezeigt. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung wird nicht übernommen. Wir sind bestrebt, auf Wesentliches einzugehen.

Staatsbürgerliche Bildung, ein Vermächtnis von Adolf Wagner. 16 S. 0.50 RM. Verlag von Trowitzsch, Frankfurt a. d. Oder.

Dr. Bernhard Schulze, Das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- u. Schmutzschriften. Verlag Gesundes Leben, Rudolstadt. 34 S. 1.20 RM.

Friedrich Niebergall, Seelsorge und Alkohol. 34 S. Neulandverlag, Berlin W 8.

Martin Kähler, Der Weg des Menschensohns. Gundert-Verlag, Stuttgart. 130 S. 1.50 RM.

Julie Schlosser, Opal. Erzählungen. Kasch. 2.80. Furche-Verlag, Berlin.

Friedrich Niebergall, Die Alkoholfrage im Lichte pädagogischer Grundbegriffe. 0.60 M.

Bernita-Maria Moebis, Wer Gottes Fahrt gewagt. Bilder und Schicksale aus dem Hause Fler. Ernte-Verlag Hamburg 1926, 181 S., geb. 4.80 RM.

Werner Kindt, Wider den Strom. Geschichten. Greifen-Verlag, Rudolstadt. 50 S. 0.70 RM.

Zunftbuch der fahrenden Gesellen, Katechismus der Wander- und Wehrjugend im DHV. mit Bildern und Zeichnungen. Verlag Die fahrenden Gesellen, Hamburg.

D. Hans Smidt, Vom inneren Vorhof. Predigten, 1 RM. Beim Neuland-Verlag, Berlin W 8.

Fritz Fink, Der ewige Strom. Sonette, 1 RM.

Richard Grande, Die Jünglinge. 1.40 RM. Beides Greifenverlag Rudolstadt.

Wir weisen hin auf einen **Volkstanz-Lehrgang** vom 27. Juni bis 3. Juli 1927 an der **Fichteschule, Spandau**, Johannesstift. Lehrgangsleiter Ludwig Burkhardt, Lotte Wendt, Erich Janietz. — Arbeitsplan umfaßt u. a. Volkstänze, Kindertänze, Abendtänze, Tanzspiele, Schrittübungen, Fassungen, Methodisches, Leibesübungen und allgemeine Einführung in die Geschichte des Volkstanzes und der Volkstanzarbeit. — Ausführlicher Arbeitsplan, nähere Bedingungen usw., ebenso Anmeldungen durch die **Fichtegesellschaft Spandau**, Johannesstift. Bundesleitung.

Pfingsttagung des Neuwerkkreises in Schlüchtern

Pfingstsamstag bis Dienstag. „Zwischen Ost und West, Deutschlands Schicksal und Mission" (Prof. Frick, Gießen), „Ansätze und Aufgaben neuer Volksbildung". Anmeldung umgehend an **Hermann Schafft, Kassel**, Sternstraße 3. Unsere benachbarten Aelteren seien besonders auf das Treffen hingewiesen.

Die Bundesburg Westerburg im Westerwald

(Höhenlage 500 Meter) über herrlichen Wäldern auf hohem Basaltkegel gelegen, bietet Einzelnen, wie auch Gruppen Aufenthalt und Erholung. Für Einzelne ruhige freundliche Zimmer mit guten Betten. Für Gruppen helle, gesunde Schlafsäle. Lesezimmer, Tagesräume, idyllischer Burggarten. Gute Verpflegung. — Prospekte auf Wunsch.

Erholungsheim im Schloß Kirchberg am Bodensee

des Bad. Jugendbundes im BDJ. — Anreise über Konstanz oder Friedrichshafen mit Dampfer nach Hagnau. Ruhige Lage, großer Park, 2 Minuten vom See. — Geeignet zu längerem Aufenthalt (keine Jugendherberge) für Einzelne und Feriengruppen, Freizeiten, Lehrgänge usw. Vom 1. bis 15. jeden Monats für Burschen, vom 16. bis 30. für Mädchen. Ausnahmen bei geschlossenen, jedoch nie gemischten Gruppen nach besonderer Vereinbarung. Höchste Besucherzahl 20. Vier Schlafräume, ein Führerzimmer, Tagraum. Gute Verpflegung. Anschrift für nähere Auskunft und Anmeldung: **Geschäftsstelle des Badischen Jugendbundes, Karlsruhe-Beiertheim,** Breitestraße 49a.

Landestagung des bad. Jugendbundes

Landesverband evgl. Jugendvereine im BDJ. in Karlsruhe, vom 10. bis 12. Juni 1927. Freitag abend: Begrüßung. Samstag: Morgenfeier, öffentliche und geschlossene Bundesversammlung. Turnen und Wettkämpfe. Vortrag für die Aelteren. Geistl. Abendsingen. Sonntag: Bundesgottesdienst, Vortrag: **„Wir und die andern"**. Festwiese, Bundesfeuer. Anmeldungen und Anfragen an **Paul Wettach, Karlsruhe,** Kornblumenstraße 8.

Landesverband Bayern.

Vom **6.—8. August 1927** halten wir unseren Gautag bei unseren österreichischen Brüdern im **Landeserziehungsheim Schloß Au am Traunsee bei Gmunden in Oberösterreich.**

Als 1. Tagung des Bundes außerhalb Deutschlands steht sie unter dem Gedanken der Verbundenheit mit unseren deutschen und evangelischen Brüdern jenseits der Grenzen.

Wir laden dazu herzlich ein, besonders alle diejenigen, die Urlaub oder große Fahrt einmal im Alpenland verbringen wollen. — Unser Bundesleiter, Professor Wilhelm Stählin, nimmt an der Tagung teil. — **Anmeldung bis 1. Juli** an Heinrich Arneth, Nürnberg, Meuschelstraße 60. — Dort auch nähere Auskunft.

Heimweihe in Halle (Saale) am 25. u. 26. Juni 1927.

Liebe Bundesgeschwister! Endlich sind wir in Halle so weit, daß wir unser **eigenes** Heim der Benutzung übergeben können. Selbstverständlich wollen wir unserer Freude durch Gottesdienst, Heimweihe, Festwiese und Kammermusikabend Ausdruck geben. Doch da sich der Mensch allein nur halb freut, wollen wir auswärtige Gäste haben. — Bleiben sind in guter Beschaffenheit sichergestellt. Anmeldungen an Paul Knötzsch, Halle-Saale, Dessauer Straße 7 (Rückpostgeld). — Herzlich willkommen in Halle zur Heimweihe!

Kursusplan des Jugendausschusses in der Evangelischen Reichsarbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der Alkoholnot über die Alkoholfrage.

Bad Oeynhausen (Bundeshaus des Deutschen Bundes evangel. kirchl. Blaukreuzverbände, Wilhelmstraße 45a) **23. bis 25. Juli.** (Anmeldung bis 15. Juni ebendorthin.)

Westerburg im Westerwald. (Bundesburg des Bundes Deutscher Jugendvereine) **30. Juli bis 1. August.** (Anmeldung bis 15. Juni ebendorthin.)

Eisenach (Neulandhaus) **6. bis 8. August.** (Anmeldung bis 1. Juli ebendorthin.)

Schloß Grillenburg bei Tharandt Bez. Dresden. **1. bis 3. Oktober.** (Anmeldung bis 15. August an den Evangel. Jungmännerbund Dresden, Kaulbachstraße 7.)

Berlin-Woltersdorf, Vorortbahn Berlin-Erkner (Bundeshaus des Jugendbundes für entschiedenes Christentum.) **12. bis 14. Oktober.** (Anmeldung bis 1. Sept. ebendorthin.)

Evangelisch-Sozialer Kongreß: Tagung 7.—9. Juni in Hamburg.

Anmeldung: Hamburg I, Alstertor 1, Thaliahof 4.

Reichsjugendtag des Bühnenvolksbundes am 7. August in Magdeburg.